Mai 2012

59 unique

Interkulturalität ist mehr …

Bild der Frau

Gender — **Recht auf Geschlecht?**

Manieren — **Ein äthiopischer Prinz im Gespräch**

Islam — **Women‘s motives to wear Nikab**

Anzeige

Lebeschön
Buntwarenhandel
Jacken schick Hippie-Stuff
bunt Holz- & Hornschmuck
T-Shirts Hoodies außergewöhnlich
Eulen (Cargo-) Hosen stylisch Röcke
Kleidchen Klimbim
schräg (Gürtel-) Taschen
...uvm. für ♂ & ♀
Steinweg 3/4
07743 Jena
Tel: 03641 - 7969644
facebook.com/lebeschoen
Mo-Fr: 10-19 Uhr
Sa: 10-16 Uhr

Ihre Anzeige fehlt auf dieser Seite?

Kontaktieren Sie uns: werbung@unique-online.de

Anzeige

0176-27103521
www.transportwer.de
ab 5 €/h
TRANSPORT WER
TRANSPORTDIENSTLEISTUNGEN
TRANSPORTER-VERLEIH & UMZÜGE
JENA | WEIMAR | LEIPZIG

Anzeige

Schlauchboot-/Kanuverleih
Erlebnistouren
Stationen in Jena und Naumburg
10%
Studi-Rabatt
Coupon*
Saalestrand Kanu
tel: 03445-677141
mobil: 0176-10315610
www.saalestrand-kanu.de
*max. 1 Coupon/Person, gültig bis 30.06.2012

Editorial

Eine Frau ist eine Frau ist eine Frau. Oder doch nicht? Jeder hat seinen Idealtypus des Weiblichen im Kopf, der eine mehr, der andere weniger zeitgemäß – am Ende entscheidet frau selbst, wer sie ist und wie sie gesehen werden will. Feministinnen und Ratgeberschreibern sei Dank, kann auch der letzte Patriarch erfahren: Frau ist nicht gleich, was er zu seinem Objekt macht. Und doch: Gendern ist an sich nichts anderes als die aktive Objektivierung der Frau. Der fast schon – wenigstens in deutschen akademischen Kreisen (Seite 30) – Genderwahnsinn ließ uns über die Grenzen Deutschlands hinaus fragen: (Wie) gendert die Welt? Antworten dazu findest du auf Seite 26.

Dass man nicht als Frau geboren, sondern zu ihr gemacht werde, erkannte Simone de Beauvoir und erschütterte damit die Vorstellungen der Männerwelt. Eine Frau ist kein geheimnisvolles Wesen, nur facettenreich. Einen ebensolchen Einblick in das Bild der Frauen, die Niqab tragen, erhaltet ihr ab Seite 11. Drei Frauen, ein Kleidungsstück und die Erkenntnis, dass man ihn aus Überzeugung trägt oder dem Zwang zuvor kommen will, um ihm irgendwann entkommen zu können. Am Ende steht das Verlangen nach Respekt – ihn tragend oder nicht. Eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Bild verschleierter Frauen findet ihr auf Seite 12. Diese Frauenbilder gewannen den 3. Platz des *zenith*-Fotopreises 2011.

Dass nicht überall auf der Welt die so heftig geforderte Gleichberechtigung und damit auch Gleichbehandlung beider Geschlechter zufriedenstellende Umsetzung findet, ist ebenso wenig neu, wie die Tatsache, dass Reden allein nicht hilft. *unique* traf eine Mitarbeiterin der malaiischen NGO *Empower*, die Frauen durch Hilfe zur Selbsthilfe eine Stimme gibt (Seite 16).

Viele südostasiatische Frauen wissen sich selbst zu helfen: einen reichen Mann finden, heiraten und ein besseres Leben beginnen. So einfach scheint ihre Zauberformel, auf der eine ganze Industrie beruht. Heiratsmigration wird in der westlichen Welt als Skandal aufgefasst. Frauen, bar jeder Selbstbestimmung, werden wie Waren behandelt, so denkt man schnell und vergisst, was oft hinter diesem Phänomen steht. Eine Meinung über den westlichen Tellerrand hinaus lest ihr auf Seite 8.

Die Anzahl der Frauenbilder, sie überschreitet jede Zählbarkeit und doch bedarf jedes einzelne eines besonderen Blickes, denn ja, es ist schön eine Frau zu sein – weil sie ein Mensch ist, weil sie denken kann, sich abgrenzt oder einfügt. Hierfür bedarf es keiner gesonderten Endung.

I N H A L T

EinBlick

Gebackene Bananen und drei tote Schweine
Deutsch-kambodschanische Begegnungen 6

Sextourismus in Asien
Ein anderer Blick auf ein offensichtliches Phänomen 8

Unveiling Nikab
An insight into the Egyptian society and its dealing with a controversial issue 11

Foto-Essay: „We, they and I“
Islam und Kopftuch in Deutschland – 12 Selbstporträts 12

WeitBlick

***memorique* | Das Ende der „événements“**
Vor 50 Jahren endete der Algerienkrieg: Wie geht Frankreich damit um? 14

“It is easy to be exploited”
A Malaysian social worker about worker‘s rights and women‘s burdens 16

Schreibe! Gewinne!

Und lies deinen Artikel in der nächsten *unique*!

Zur 60. Ausgabe der *unique* bist DU gefragt. Schreib einen Text (2.000 – 2.500 Zeichen, inkl. Leerzeichen) zum Thema **„Mein schönstes...“** oder **„Mein schlimmstes...“**. Was du einsetzt? Überrasch uns!

LebensArt

Kaviar statt Bratwurst
Alles wird teurer, auch (im) Fußball – auf Kosten der Fans? 18

Bebilderte Hörbücher
Die Unsitte der Filmsynchronisation in Deutschland 20

„Gehen Sie mal zu einem Menschen, den Sie absolut hassen“
Begegnung mit einem anglo-germanophilen Äthiopier 22

WortArt

Ali Al Jallawis „Versuch zu verstehen“
Lyrik aus Bahrain im Weimarer Exil 24

Nicht nur in Deutschland gibt es Frauen
Gender International: *unique*-Redakteure haben nachgehakt 26

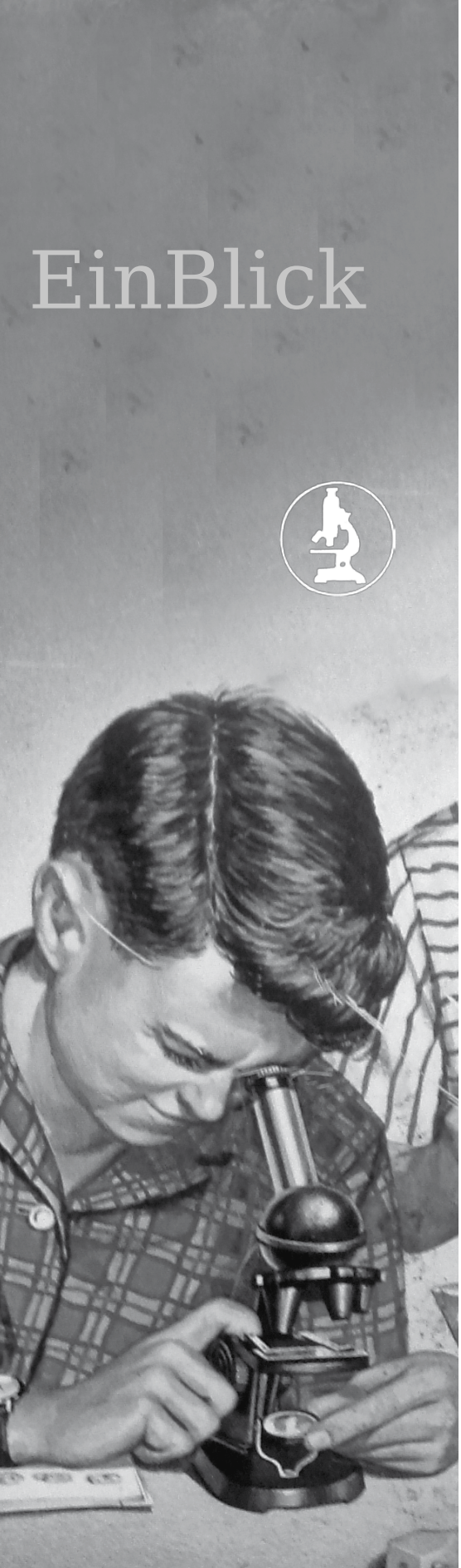
***Kolumne* | Nomen (non) est omen**
Onomastik mit Prof. Dr. Thomas Honegger 29

übrique
Leserbriefe | Impressum | Bildnachweis 30

Sende deinen Text an:
redaktion@unique-online.de
Betreff: MeinSchönstesMeinSchlimmstes.

Der jeweils beste Text einer Kategorie wird gedruckt – die Autoren gewinnen je zwei Karten für Götz Alsmann, am 24.05.2012 in Gera.

Einsendeschluss ist der **17.05.2012**.



Gebackene Bananen und drei tote Schweine

Müllwühlende Affen, Killing Fields und Ein-Dollar-Massagen. Kambodscha ist ein Land mit Geschichte(n) voller Tragik und Hoffnungen. Ein Erlebnisbericht.

von paqui

Dieser Gestank macht mich wahnsinnig. Er kriecht in meine Nase, schneidet meine Augen und paart sich mit dem Schweiß, der mir unaufhörlich aus den Poren rinnt. Es ist der Geruch von kopflosen Hühnern, Currypasten, ausgenommenem Fisch, vergorenen Eiern, Motoröl und Schweiß. Ich versuche durch den Mund zu atmen. Der Sinne betäubt, trete ich in eine Pfütze klebriger Flüssigkeit. Wahrscheinlich Pisse. Oder der Saft der vergorenen Eier. Ich trage Flip-Flops.

Ich reiße mich los von brüllenden Händlern, dem Gestank und der schweren Schwüle der überladenen Markthalle in Phnom Penh, Kambodscha. Etwas verloren stehe ich in den lauten Straßen der Stadt, atme Straßendreck und stille den größten Hunger mit etwas von dem ich hoffe, dass es weniger als sechs Beine hatte. Auf der Straßenseite gegenüber beäugt mich ein Affe, der gerade die Überreste des Mülleimers verspeist. Ich muss hier weg. Die bunten Tempel, die zurechtgemachte Promenade entlang des Tonle Sap-Flusses und die pompösen Regierungsgebäude reinigen meinen ersten Eindruck nicht.

Ich fahre mit einem Tuk-Tuk, einer Autorikscha, zu den Killing Fields in der Nähe der Hauptstadt. Über den Massengräbern wächst grünes Gras, während unzählige Schädel stumm in Glasvitrinen liegen. Daneben steht der mächtige Baum, vor dem die Roten Khmer massenhaft kleine Kinder an den Füßen packten und ihnen am Stamm den Kopf zu Brei schlugen. Das sparte Munition. In der Mittagshitze läuft mir ein kalter Schauer über den Rücken.

Die stummen Massengräber Pol Pots und der beißende Gestank Phnom Penhs nagen noch an mir, während ich im Bus nach Angkor, dem größten Tempelkomplex der Welt und nationales Symbol der Kambodschaner sitze. Einen der bekanntesten Tempel, Angkor Wat, ziert die kambodschanische Flagge. Meine Augen wandern vorbei an nackten Kindern, die im Dreck spielen, hölzernen Hüttchen, Häusern aus Pfählen und Plastikplanen, Müllhalden. Manchmal unterscheidet sich das auch kaum. Der Junge neben mir erzählt lächelnd und in höflichem Englisch, dass er auf dem Weg zu einem Vorstellungsgespräch sei. Seitdem er zwölf ist, kümmert er sich um sich selbst. Sein Vater hat die Mutter verlassen und fünf Kinder sind zu viel. Er musste gehen. Er erzählt von seinem Leben, fragt nach meinem, öffnet sein Proviantpäckchen und bietet mir gebackene Bananen an.

Geschichten in Angkor

Angekommen in Siem Reap, der Stadt nahe den Tempeln von Angkor, verarbeite ich das Gesehene, Gehörte und Gegessene in meinem Einzelzimmer mit sauberen Laken, Bad und Klimaanlage. Später fahre ich mit einem Tuk Tuk zu den Tempeln. Vorbei an Motorrädern, auf denen bis zu sechs Menschen sitzen. Vier Erwachsene, zwei Kleinkinder. Oder ein Erwachsener und ein riesiger Käfig voller Ratten. Oder ein Erwachsener und drei tote Schweine.

Angekommen bei den Tempeln verschlägt es mir den Atem. Der Ort saugt mich ein, versetzt mich zurück und bringt mich zum Schweigen. Gestört wird mei-

ne neuentdeckte Spiritualität regelmäßig von Touristen-Trauben, die Stein für Stein fotografieren und auf Elefanten reiten. Die Geldbeutel der Touristen locken bettelnde Kinder und verstümmelte Minenopfer an, die sich singend eine kleine Spende erhoffen. Völlig zerrissen von diesen Eindrücken flüchte ich in einen der Tempel. Dort beobachte ich eine kambodschanische Familie beim Gebet. Eine ältere Frau setzt sich neben mich und fängt an zu erzählen. Weder verstehe ich auch nur ein Wort, von dem was sie sagt, noch kann sie irgendeines meiner Hand- und Fußzeichen deuten. Sie lächelt fast zahnlos und streicht mir mit ihrer rauen Hand über die Wange. Kanya, ihre bildhübsche Nichte, kommt hinzu und übt ihr Englisch an mir. Sie sagt, ihre Tante wünschte, ich wäre ihre Tochter, da sie meine blauen Augen so schön finde. Bedrückt und auf eine absurde Weise geschmeichelt, lächele ich ihr zu – und wechsele das Thema. Kanya erzählt von ihrer Arbeit. Sie ist in der Tourismusbranche tätig und es macht ihr Spaß. Das Einzige was nicht so schön sei, sind die älteren Herren aus England. Einige von denen bieten ihr Geld für Sex. 200 US-Dollar bieten sie ihr für eine Nacht. Nur eine Nacht! Ein kambodschanischer Polizist verdient ein Zehntel dessen im Monat. Ich frage sie, ob sie es schon einmal getan hat. Sie zieht die Augenbrauen nach oben und winkt ab. So will sie ihr Geld nicht verdienen. Viel Geld, allerdings… Aber dafür hat sie nicht Englisch gelernt.
Ich verabschiede mich von den beiden und laufe weiter durch die sengende Hitze. Beobachte Mönche beim Gebet und durchstreife unwirkliche Tempel, in denen Bäume Mauern verschlingen. Am Abend ziehe ich durch Siem Reap und treffe auf eifrige Händler, die ihr Handwerk an Touristen verkaufen, die sich nach langen Tagen in den Tempeln Erholung bei einer Fuß- oder Rückenmassage holen. Für einen US-Dollar. Die lokale Währung, die Khmer-Riel, wird hauptsächlich für den lokalen Handel genutzt. An Touristenorten wie diesem dominiert der US-Dollar. An der Haupttouristenstraße strategisch gut platziert, sitzt ein älterer, bettelnder Mann auf dem Fußboden. Er hat weder Arme noch Beine. „Opfer einer Minenexplosion“ erklärt das gebrochene Englisch auf dem Schildchen vor ihm. Jeden Monat explodieren etwa 60 der noch auf den Landwegen lauernden vier bis sechs Millionen Landminen.

Die geschundene Schweiz Südostasiens

Vor noch nicht von Touristen zertretenen Pfaden habe ich einen zu großen Respekt – genauso wie vor der thailändischen Grenze. Dort regnet es Granaten über Tempel weil man sich nicht einig wird, zu welchem Land sie nun gehören. Deswegen führt mich mein Weg weiter zur Küstenstadt Sihanoukville im Süden des Landes – nette Strände und umrandet von idyllischen Inseln. Ich beobachte gerade die Wellen als eine Frau vorbei kommt. Sie bietet mir ihre Dienste als Kosmetikerin an. Dankend lehne ich ab. Sie ruht im Schatten neben mir und erzählt. Jeden Tag läuft sie zwölf Stunden lang den Strand auf und ab und hofft auf Maniküre-willige Touristen. Öfter wird sie auch in Hotelzimmer bestellt wird. Für eine Happy-End-Maniküre sozusagen. Sie sagt, es komme ihr so vor, als ob viele dieser Männer jede kambodschanische Frau für eine Prostituierte hielten.
Kambodscha ist ein Land, das Menschen berührt wie kein anderes. Nach der Unabhängigkeit von Frankreich 1953 einst die „Schweiz Süd-Ostasiens“ genannt ist der Staat nun nach jahrzehntelangen Bürgerkriegen und dem Genozid der Roten Khmer eines der ärmsten Länder der Welt. Das lässt sich auch am Strand von Sihanoukville nicht leugnen. Elend und tragische Schicksale treffen hier auf Menschen, die sich nach Frieden und Versöhnung sehnen. Jeder, der länger als einen Markthallenbesuch in Phnom Penh bleibt, wird sich der Anziehungskraft Kambodschas nicht verwehren können. □

Facetten Kambodschas: Gedenkstätte für die Opfer der Roten Khmer, Lebensmitteltransport und Tempelanlage

Sextourismus in Asien: ein anderer Blick auf ein offensichtliches Phänomen

Das Bild des älteren und beleibteren westeuropäischen Mannes mit einer blutjungen Asiatin an seiner Seite ist schon ein gängiges Klischee. Viele sehen darin einen postkolonialen, lüsternen Macho mit einem ausgebeuteten, hilflosen Opfer. Dieser Diskurs verschleiert jedoch mehr, als man auf den ersten Blick denkt.

von Stephan Strunz

Ein lauer Sommerabend in Südostasien. Ein paar Freunde und ich suchen ein Café auf. Während die anderen schon hineingehen, setze ich mich für einen Moment auf einen Randstein vor dem Lokal. Mir gegenüber, vor der Eingangstür, essen ein paar der Einheimischen Chicken Wings. Eine prägnante Stimme erhebt sich unter ihnen: Sie gehört zu einem hübschen, jungen Mädchen in einem wallenden Sommerkleid. Sie fragt mich, ob ich etwas von den Hühnchen probieren will, ich verneine. Das Mädchen blickt immer wieder zu mir hinüber. Ein Tourist kommt zum Café und streicht ihr beim Hineingehen sanft über Kinn und Haar. Danach komme ich mit Sajeera, so ihr Name, ins Gespräch. Ich frage sie, ob sie den Mann kenne. Nur flüchtig, meint sie. Schließlich frage ich sie, was sie hier genau mache. “I want to meet a rich man, who wants to marry me.” “You already found one?”, frage ich. “No. You want to come with me?” Ich verneine und geselle mich zu meinen Freunden im Café. Als ich gehe, brechen Sajeeras Bekannte in dreckiges Gelächter aus.

Alter Fettsack sucht weibliches Opfer

Sex- und Heiratstourismus sind in Südostasien unübersehbare Phänomene. Man begegnet dort dem Stereotyp des „alten, fetten, weißen Sextouristen“ an allen Ecken und Enden. Diese nehmen unverbindliche lokale „Prostitutionsdienstleistungen“ in Anspruch, verbinden ihre Südostasien-Reise aber manchmal auch mit Heiratsabsichten. Weibliche Bekanntschaften können entweder durch Agenturen vermittelt werden oder sich aber auch spontan selbst ergeben. Sex- und Heiratstourismus genau voneinander zu unterscheiden ist schwierig: Einerseits fungieren „Prostitutionsdienstleister“ oft auch als Heiratsvermittler, andererseits entwickeln sich viele Sexbekanntschaften zu längeren Beziehungen und Ehen. An dieser Stelle soll aber ein Blick auf die informellen und ineinander übergehenden Formen von Sex- und Heiratstourismus geworfen werden – und auf die Art und Weise, wie darüber im Westen sinniert wird.

Der alte, fette, weiße Sextourist: Man neigt schnell dazu, ihn als alleinigen Schuldigen zu brandmarken. Als ich Sajeeras Geschichte zum ersten Mal aufschrieb, leistete ich vor Ort gerade einen Freiwilligendienst ab und war relativ oft mit Situationen wie der geschilderten konfrontiert. Auch ich habe von Kategorien wie „Ausbeutung“, „Sklaverei“ und „Neokolonialismus“ geschrieben. Für mich war es klar, dass die Frauen Opfer männlicher Gewalt und einer westlich-kapitalistischen Weltordnung waren. Auch zahlreiche Publikationen bestätigen zunächst das Bild der armen, ausgebeuteten Asiatin. Die Zahlen, >>

Kann man jedem europäisch-asiatischem Paar vorwerfen ein Beweis für Heiratstourismus zu sein?

Anzeige

Sparkassen-Girokonto

Mehr Infos auf **www.sparkassen-finanzgruppe-ht.de** oder in Ihrer Sparkasse.

Sparkasse | LBS | SV SparkassenVersicherung | Helaba

ZUSAMMEN die Welt erobern.

Finanzgruppe Hessen-Thüringen

In der Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen finden Sie in jeder Situation den richtigen Partner, um Ihre Ziele zu erreichen. Mit dem Girokonto Ihrer Sparkasse starten Sie mit Sicherheit entspannt in Ihren neuen Lebensabschnitt. Nutzen Sie alle Möglichkeiten weltweiten Zahlungsverkehrs und genießen Sie den Komfort eines modernen Online-Kontomanagements. Und falls Sie doch mal Bargeld brauchen, warten deutschlandweit über 25.000 Geldautomaten auf Sie. **Zusammen mit Ihnen. Das ganze Leben.**

etwa am Beispiel der Philippinen, sind beachtlich: Hier seien allein 1998 etwa 20.000 junge Frauen an Kunden weltweit „exportiert“ worden. In den letzten drei Jahrzehnten habe die ungeheure Zahl von 131.000 Frauen das Land verlassen, um ihren neuen Partnern in die Heimat zu folgen, bilanziert Kathryn Lloyd in ihrem Beitrag „Wives for Sale“ im *Northwestern Journal of International Law & Business*. Auf den Philippinen selbst würden etwa 900.000 Frauen im Prostitutionsgewerbe arbeiten. Ihre Zahl, so liest man in Reiseführern, sei größer als die aller Fabrikarbeiter.

Stephan Strunz (21) studiert Regionalwissenschaften Afrika und Asien an der Humboldt Universität in Berlin und ist Redakteur der dortigen Studierendenzeitung UnAufgefordert. *2009/2010 hat er im Rahmen des Programms* weltwärts *einen politischen Freiwilligendienst auf den Philippinen geleistet.*

Frauen werden hier als Waren betrachtet, die Teil eines globalen, neokolonialen Warenstroms seien, eine Fortsetzung des Sklavenhandels vergangener Jahrhunderte. Tatsächlich ist das auch das Bild, auf das man sich hierzulande medial eingeschossen hat: Wenn von den Philippinen einmal die Rede ist, dann meist im Zusammenhang mit Kinderhandel, Naturkatastrophen – und eben Sextourismus. Dieser Sachverhalt ist für uns nichts neues, in unserem Unterbewusstsein ist er als Teil des populären Südostasien-Images gespeichert.

Seit Jahren formieren sich Bewegungen, die gegen diese vermeintliche und tatsächliche Ausbeutung angehen. Einrichtungen wie die *Preda-Foundation* wollen junge Frauen aus den Fängen des Prostitutionsgewerbes retten und ihnen gute Bildung für eine geregelte Zukunft zukommen lassen. Obwohl die Arbeit solcher Einrichtungen grundsätzlich zu befürworten ist, sollte man die dahinterliegende Ideologie kritisch hinterfragen: Die fixe Vorstellung ist, dass es sich bei den Frauen zwangsläufig immer um Opfer handelt, die – ihrer Handlungsfreiheit beraubt – nur die Wahl zwischen Armut und Prostitution hätten. Dies entspricht einer Denkrichtung, die dem Kolonialismus näher steht als man meint. Die daraus abgeleitete Schlussfolgerung lautet nämlich, dass die Frauen befreit und in ein „besseres Leben“ gebracht werden müssten. Wer aber definiert Freiheit und den Begriff des „guten Lebens“? Es ist ein meist westliches Kollektiv hilfsbereiter Menschen. Sie maßen sich an, festzulegen, was moralisch gut und schlecht ist. Sie sprechen sich die Macht zu, in einer ganz bestimmten Weise über die philippinische Frau zu diskutieren, sie mit Opfermerkmalen zu charakterisieren. Dies tun sie jedoch, ohne die betroffenen philippinischen Frauen selbst zu fragen oder an dieser Debatte teilnehmen zu lassen. Diese haben daher keine Stimme im Diskurs über ihre eigene Identität. Das Sendungsbewusstsein, der Befreiungsdrang westlicher Helfer, kann deshalb durchaus kolonialistische Züge annehmen. Was soll das aber konkret heißen?

Sexarbeiterin sein – warum nicht?

Die Antwort liegt in gewisser Weise schon in der anfangs zitierten Geschichte: Was mir damals fast ausschließlich ins Auge fiel, war der Tourist, der Sajeera über das Kinn streichelte, ihr Wunsch nach einem reichen Mann, ihr Anbiedern bei mir. Was musste das für ein armes Mädchen sein, dachte ich mir, das sich nichts sehnlicher wünscht, als von einem reichen Fettsack aus ihrer unglücklichen Existenz gehoben zu werden? Sicherlich musste sie sich in furchtbaren Lebensumständen befinden. Warum aber konnte ich mir nicht vorstellen, dass sie das möglicherweise gern machte, und mit sich im Reinen war?

Man muss sich eingestehen, dass Heirats- und Sextourismus für manche Frauen etwas anderes als Ausbeutung und Sklaverei bedeuten kann. Manche empfinden diese Option zu besserem Einkommen oder zur Migration in ein reicheres Land weder als schlecht, noch als erniedrigend. In Untersuchungen über heiratsmigrierte Frauen ist oft die Rede von unterdrückten Haushaltssklavinnen, doch eine Befragung der Ethnologin Andrea Lauser zeigt ein anderes Bild. Selbst wenn die Frauen im Haushalt tätig sind, führten sie laut eigener Aussage kein unglückliches Leben. Zudem ist das Verhältnis zwischen beiden Partnern meist nicht einseitig: Auch in deutsch-philippinischen Ehen ist es notwendig, dass beide Seiten aufeinander zugehen und ihre jeweiligen Bedürfnisse austauschen. Nicht wenige philippinische Migrantinnen wählen im Zweifel auch den Weg der Scheidung und erkämpfen sich dadurch ihr Recht, wie Lauser in ihrer Studie „Ein guter Mann ist harte Arbeit“ aus dem Jahr 2004 darstellt.

Wie alle Menschen sollten auch südostasiatische Frauen ihr Leben selbstbestimmt führen dürfen. Gemäß westlicher Hilfsorganisationen beschneidet Heirats- und Sextourismus dieses Recht massiv, da die Frauen ihrer Auffassung nach *nur* diese eine, entmenschlichende Option haben, um der Armut zu entkommen. In diesem Diskurs mutet die Entscheidung zwischen dem Verbleib in Arbeitslosigkeit und Prostitution wie die Wahl zwischen Pest und Cholera an. Aus Sicht mancher Frauen bietet der Einsatz ihres Körpers immerhin *eine* gangbare Option. □

Unveiling Nikab

An Egyptian student discovers the reasons for wearing Nikab and the stories of three women underneath them. And brings to light one of the controversial issues in Egyptian society.

by Hend Taher

Since I was a kid, I was always surrounded by women and girls who were wearing Nikab, in Al-azhar School and at the University, in my family, at Summer Schools and at the mosque. I was so accustomed to it that it did not cross my mind. Then I found that there is the widely spread opinion in Europe that Nikab is compulsion and oppression of women's rights. So I looked around to see: are women really forced to wear it?

I enter the mosque – women side. Amira works as a volunteer teacher at the Girls' Summer School. She's standing there with her long loose black clothes, talking and laughing with other women and playing with the kids around her. When we sit on a calm corner, she starts telling her story.

"I took the way gradually, first I wore skirts, then coats and after that I started to study Quran Interpretation", she explains. "To get close to God you want to follow all His commands. To wear Nikab is either obligatory or virtue, and I want to get close to God with both."

At first Amira's husband disagreed to her request to wear Nikab. It took them four years of arguing until he finally agreed. "What the hell is this? Ninja Turtles? I can't see your face, I can't look at you!", he used to yell at her, accusing her that she was only trying a new thing or making a great fuss.

His friends reacted to his behavior with disbelieving, telling him to be grateful that his wife took the initiative to wear Nikab. Still not convinced of Nikab itself, he respects his wife's decision. Now he supports Amira and tells her to cover her face when men come around.

The young mother says that Nikab did not make a radical change in her life. "Generally I try to behave with more self-discipline and to be a role model for Nikab. I'm very social, speak loudly and laugh and Nikab helps me to control my extraversion in the company of men. I try to improve my obedience to my husband and to raise my kids in a better way." Nikab also did not effect the small trade she runs.

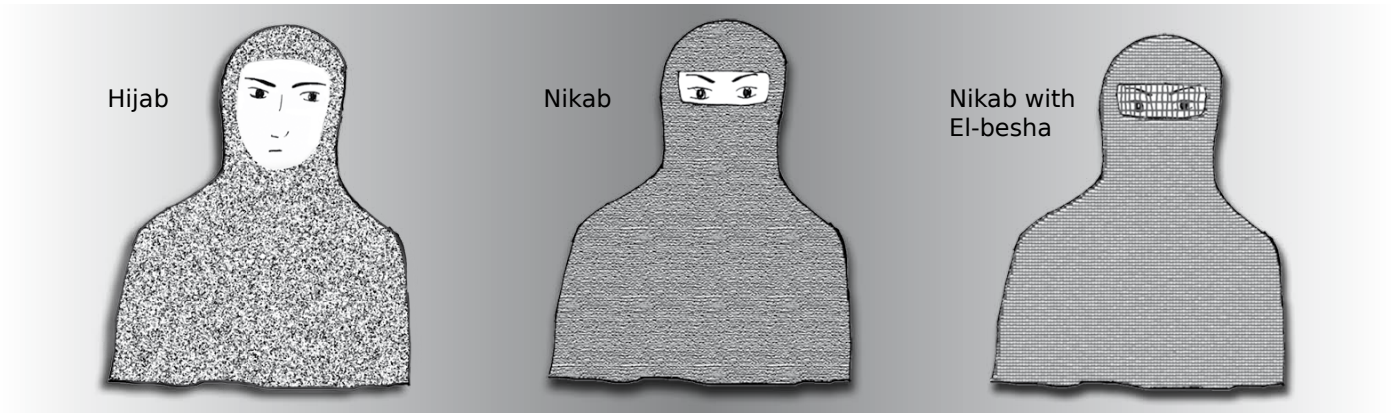
"People started to treat me with more respect", Amira explains, "for two reasons: first, because they respect anyone who has a religious appearance. Second, and that's funny, they think I'm an old women so they help me." For example, if she gets into public transport, as a normal women she would be crowded together with men, but if she is with Nikab, it is known that she does not like that, so men accelerate to spare her a place and do not surround her.

Amira understands the rules of Islam in the way that dealing with men should be limited; no chat that goes further than polite greeting and rare small talk, no joking.

She smiles at me. "Now when I visit my friends or attend a party – only for women – I can put my make-up and nail polish on at home before I leave. Before Nikab I wouldn't have done that."

Now Amira is always dressed in black, her favourite color to wear. She also covers her hands, mainly because it's a part of the full uniform of Nikab and she feels that they appear to be more attractive when they are the only uncovered part of her body." My family still calls me 'the ghost'", she says with an ironic smile. "But as long as my God and my husband are pleased, I don't care about that."

Just before we leave the mosque, she asks me if the article will be published in Europe. "Then ask them why they don't accept us in their countries, while >>



Feriel Bendjama: „We, they and I“ – 12 Selbstportraits, 2011

von Frank

Eine Frau mit Kopftuch, ein Dutzend mal: Wirklich erschließen kann man die Botschaft der Fotos erst nach mehrmaligem Betrachten – und das ist ganz im Sinne der Künstlerin Feriel Bendjama. Mit „We, they and I“ zeigt sie die Vielfalt, die sich hinter und unter dem Kopftuch – *dem* Symbol des Islams in der deutschen Öffentlichkeit – verbirgt. Sie zeigt die Perspektive der Muslime, aber auch die klischeebehaftete Sicht der nichtmuslimischen Bevölkerung auf die Kopfbedeckung. „In meiner Arbeit reflektiere ich meine persönlichen Beobachtungen und Berührungen mit dem Kopftuch“, so die Künstlerin. 1980 in der Nähe von Dresden geboren, wuchs Feriel Bendjama in Deutschland und Algerien auf. Heute arbeitet sie in Berlin. Ihre Foto- und Videoarbeiten befassen sich mit religiöser und kultureller Identität. Sie möchte mit Vorurteilen aufräumen: „Die Frau mit dem roten Kopftuch stellt Facetten einer Muslimin dar, die zumeist nicht konform mit den üblichen Vorstellungen sind.“ Mit ihrem Konzept überzeugte sie auch die Jury des *zenith*-Fotopreises 2011 und belegte den dritten Platz. Die Juroren lobten, sie zeige mit einem Augenzwinkern, wie viele unterschiedliche „klassische“ Rollen des Islams in unserer Wahrnehmung vorhanden sind.

Mehr von Feriel Bendjama im Web: www.feriel-bendjama.de

Copyright © Feriel Bendjama 2012

we accept the way they dress here."
While we walk through the streets, I cannot see Amira's face any longer, but I hear her laughing and see it in her eyes.

We sit at her home, facing one another, Eman is looking at me with a serious face and a little smile. She is asking to see the questions, assuring again that she would just answer what she wants. The 47-year-old housewife and mother is wearing Nikab for about 20 years. She moved back to her homeland Egypt at the age of 21 from Libya, where society is more reserved.
By that time, Nikab uniform was only produced in Saudi Arabia, where black is the traditional color for women. For Eman it has no Islamic origin, but it is the most reserved color, because it hides the body's shape details. She knew that Hijab is used to cover the whole body except face and hands. When her sister started to wear Nikab, it was not even common in Egypt at that time. "I started to search and I found that Nikab is better in Islam anyway." Eman was the second woman in her family to wear Nikab.
She had been upset and rattled about men's obscenity towards her. "Nikab states a plain message, it draws a red line and keeps people away from behaving rude and joking with me that way."
The reactions to her new look varied from acceptance to complete refusal: "Once a women pulled my clothes, yelling 'What the hell are you wearing?!'" Eman tells me that sometimes when she went shopping, some people treated her with respect, others talked to her in a rude and aggressive way.
Later when I speak with Eman's husband in confidence, he tells me that his family refused Nikab and some members avoid her since that. He says there is nothing in Islam command or preferred: "No doubt, it causes difficulties, it builds barriers in social communication." Nevertheless he bought Eman her first Nikab. "I refuse the act, but to wear it or not is personal freedom," he says.
"I grew up in a religious house and I was already reserved." When her family met, she sometimes sat separately from the men together with other women. "I want to eat, talk and dress freely. It is important to me that God is pleased, and I was ready to sacrifice more to achieve that."
To improve the chary look, Eman even tried to cover her eyes. But she explains it handicaps the vision, especially at night. The hands cover causes small difficulties – like opening plastic bags and counting the money.
Later another woman in the family started to wear Nikab. "It wasn't a big event and she wasn't exposed to too much harassment", Eman explains. "Now, since Nikab exists in all families and in all social classes it became an avowed phenomenon and it imposed itself."

When I looked around in my circle of friends for women who Nikab, I found out that less than a handful of them was forced to wear it and most women wear it voulntierly for relegious reasons

I am looking around for Shimaa at the University café until I see her with her blue coat, long head scarf and a black face cover. We search for a place where no men are around. She offers me a gum and cheers me up. When we start to talk about Nikab, her voice turns sad.
At the age of 13, Shimaa decided to put Nikab on, after a year of hiding that she has had her period. "I knew that my father was going to force me on it anyway and I wanted to take the initiative." Her Salafist father told her that Nikab is obligatory and he is responsible for her in front of God.
Reaction around her was congratulating and encouraging. For her friends it was no big deal and some of them who belong to Salafist families are in a similar situation. On the first day to wear it, Shimaa's father hugged and congratulated her. "He was happy and I was happy, too." Just before she went out to the street, her father brought down El-besha [eyes cover, editor's note] and since then it became a fait accompli. "At night I cried and felt regret" Shimaa says.
Since that many things have changed. Now when they have visitors at home, she has to stay on the women side. She was not able to go to many parks and entertaining places because, then, in Egypt it was not allowed for women who wear Nikab to enter it. Her father forbade her to visit *Dream Park*, a famous theme park. "That's no suitable behavior for a woman who wears Nikab" he told her. Reading romantic stories and listening to music, like most schoolmates do, was disapproved: "Nikab puts you on the frame of the ideal person who people expect to be so religious and so ethical. That made me pressured that I didn't want to deal with anyone expect people who know me well."
For Shimaa, Nikab creates a visual and psychological barrier. When dealing with a friend who wears Nikab, she asks her to raise it in order to communicate with her. Shimaa does not believe at all that Nikab is obligatory. "Even though my look is quite normal", she also has to cover her eyes and hands in front of her father. "I hate El-besha. I often fall down because of it, it causes headache, low vision, and I can't read with it!"
While we are speaking, a man moves around, so Shimaa puts her Nikab down. When I ask her why, she says she does not want to be a bad example for women who wear Nikab.
Now Shimaa is 20, studies economic sciences and is looking forward to work. She is waiting for the first chance to take Nikab off. "My field of work is either in management or the stock market and they will refuse me in both with Nikab." So she hopes for marrying someone who will understand that or somehow to get independence. At the end, she says with a smile, "I hope our next meeting will be about how it is after taking Nikab off." ◻

Hend Taher (20) lives in Cairo and studies German philology *at Al-azhar University. She is editor in chief of the student newspaper* Einen Moment Mal.

Contact: hendtaher0@gmail.com

memorique

Das Ende der „événements“ 50 Jahre danach

Der Algerienkrieg blieb in Frankreich lange ein „Krieg ohne Namen“. Heute wird diese Episode der kolonialen Vergangenheit thematisiert, aber das schwerste Erbe bleibt bestehen: der *Front National*.

von David

Vor zehn Jahren, am 21. April 2002, blickten Politikinteressierte aus ganz Europa nach Frankreich: In die Stichwahl gegen den amtierenden Präsidenten Jacques Chirac ging nicht wie erwartet der Sozialist Lionel Jospin, sondern der Führer der Rechtsradikalen, Jean-Marie Le Pen. Nur wenige bemerkten damals, dass dieser erschütternde Wahlausgang zufälligerweise 40 Jahre nach der Beendigung eines der brutalsten Entkolonisierungskriege des 20. Jahrhunderts erfolgte, des Algerienkrieges. Vielleicht doch nicht ganz zufällig.

Algerien war nicht „irgendeine“ Kolonie, sondern ein integraler administrativer Bestandteil der „unteilbaren“ Republik. Kolonialismus-Ideologen lobten die Verknüpfung der wirtschaftlichen Erschließung des Landes und der moralischen Zivilisierung der indigenen Bevölkerung. Dieser Zivilisationsdiskurs erlaubte einem breiten politischen Spektrum, die systematische Diskriminierung der algerischen Bevölkerung – wie auch ihre stets blutig niedergeschlagenen Proteste – unter dem Deckmantel republikanischer Werte auszublenden.

Ein Krieg ohne Namen

Der letzte Aufstand begann 1954. Ihm folgte ein acht Jahre langer Krieg, in dem die französische Armee keine Mittel scheute, um Algerien „französisch zu halten“: Folterungen, Vergewaltigungen, Vertreibungen, Deportationen und Massenhinrichtungen. Trotz militärischer Erfolge scheiterte Frankreich politisch: Die IV. Republik zerbrach. Als De Gaulle anfing, mit der algerischen *Nationalen Befreiungsfront* (FLN) um einen Waffenstillstand zu verhandeln, führte dies zur Bildung der *Organisation der Geheimarmee* (OAS). Diese terroristische Vereinigung rechtsradikaler französischer Militärs brachte die V. Republik für kurze Zeit an den Rand eines Bürgerkrieges. Hunderttausende Algerier verloren im Krieg ihr Leben und zwei Millionen wurden vertrieben (ein Fünftel der einheimischen Bevölkerung). Der Terror des FLN kostete Zehntausenden Franzosen und Algeriern das Leben. Nach dem Waffenstillstand im März 1962 folgten die Vertreibung von etwa einer Million französischer Kolonisten und Massenmorde an jenen algerischen Hilfssoldaten, die die französische Armee zurückgelassen hatte.

Schon 1962 setzte das staatspolitische Verschweigen des Algerienkrieges ein, mit Amnestien für Kriegsverbrecher und OAS-Mitglieder. „Ereignisse in Nordafrika“ war der Euphemismus, mit dem das gaullistische Frankreich die Existenz des Krieges verneinte – auch, um die Rentenansprüche der über eineinhalb Millionen „Ereignis“-Veteranen zu umgehen. Nicht nur sie, sondern auch eine

Million ehemalige Kolonisten, Hunderttausende algerische Immigranten und zehntausende algerische Verfolgte des FLN-Regimes bildeten ebenso wie viele OAS-Mitglieder eine Basis für gruppenspezifische Erinnerungskulturen, die in Frankreich bis heute nachwirken.
Dem staatlichen Schweigen setzten ehemalige Offiziere die Veröffentlichung ihrer Memoiren über die „Ereignisse“ entgegen, und die vertriebenen Kolonisten erinnerten sich in nostalgischen Zeremonien an ihr „zivilisatorisches Werk“ und an den Heimatverlust. Einfache „Ereignis“-Veteranen engagierten sich hingegen in unzähligen untereinander verfeindeten Verbänden. Ehemalige OAS-Aktivisten führten in Frankreich ihren Kampf für „Französisch-Algerien“ auf eigene Art weiter: In den 1970er Jahren ermordeten sie – vom Staat weitestgehend unbeachtet – mehrere Dutzend algerischer Immigranten. OAS-Mitglieder, die der Gewalt abgeschworen hatten, traten jener Partei bei, die sich seit ihrer Gründung 1972 der Erinnerung an das „französische Algerien“ und vor allem dem Kampf gegen nordafrikanische Immigranten widmete: dem *Front National* (FN).

Foltern im Namen der Republik

Mitte der 1990er Jahre kamen die „Ereignisse“ wieder in die Öffentlichkeit. Auslöser dafür war der Prozess gegen den Kollaborateur Maurice Papon wegen seiner Rolle bei der Deportation französischer Juden im Zweiten Weltkrieg. Im Laufe der Verhandlungen wies ein Historiker darauf hin, dass Papon auch direkt für die „Ereignisse“ vom 17. Oktober 1961 verantwortlich war: An diesem Tag wurden Dutzende friedliche algerische Demonstranten in Paris von Polizisten ermordet. Papon hatte als Pariser Polizeipräfekt die Gewalt angeordnet. Schon seit langem forderten Initiativen algerischer Immigranten die Würdigung des 17. Oktobers als Gedenktag. 2001 wurde eine Gedenktafel am Pont Saint-Michel eingeweiht.
1999 beendete ein Gesetz das staatspolitische Schweigen: Der französische Staat nannte nun offiziell das „Algerienkrieg“, was er 40 Jahre lang als „Ereignisse in Nordafrika“ bezeichnet hatte. Damit war auch der Grundstein für die öffentlichen Debatten über die Folterungen im Algerienkrieg gelegt: Im folgenden Jahr veröffentlichte *Le Monde* einen Artikel über eine FLN-Aktivistin, die im Krieg von französischen Offizieren gefoltert und vergewaltigt worden war. Nach den Stimmen der Opfer folgten die der Täter: General Jacques Massu gestand öffentlich ein, Folterungen angeordnet zu haben und sprach zugleich Reue für sein damaliges Handeln aus.

Gedenktafel in Jenas französischer Partnerstadt Aubervilliers

Am selben Tag wie Massu rechtfertigte General Paul Aussaresses hingegen den Einsatz von Folterungen im Kampf gegen den FLN und brüstete sich gar damit, eigenhändig „Verdächtige“ getötet zu haben. Nach empörten Reaktionen und mehreren Strafanzeigen wegen „Beihilfe zur Verherrlichung von Kriegsverbrechen“ wurde Aussaresses zu einer geringen Geldstrafe verurteilt. Die Ausstrahlung zweier Dokumentationen über die französischen Verbrechen während des Algerienkrieges im Staatsfernsehen bildete 2002 den Abschluss der französischen „Folter-Debatte“.
Für einen erneuten Skandal sorgte 2005 die Verabschiedung eines Gesetzes über die Anerkennung der Algerien-Franzosen. Mehr als die geäußerte Dankbarkeit für das „vollbrachte Werk“ Frankreichs in den ehemaligen Kolonien Nordafrikas sorgte besonders ein Paragraph für Aufsehen: „Die Schullehrpläne anerkennen im Besonderen die positive Rolle der französischen Anwesenheit in Übersee.“ Lehrerverbände und Historiker forderten empört die Rücknahme des Gesetzes. Außenpolitisch ging der Schuss nach hinten los: Die algerische Regierung ließ einen Freundschaftsvertrag mit Frankreich platzen, den Chirac schon seit seinem aufsehenerregenden Staatsbesuch in Algerien 2003 vorbereitet hatte. Anfang 2006 ließ er den umstrittenen Paragraphen streichen. Der Schaden in den algerisch-französischen Beziehungen war aber vorerst nicht wieder gutzumachen.

Postkoloniale Ghettos

Auch heute ist der „Erinnerungskrieg“ um Algerien nicht beendet. Gruppenspezifische Erinnerungen werden wohl auch in den nächsten Jahren die Auseinandersetzungen dominieren, unterbrochen von mehr oder minder langen „nationalen“ Skandal-Debatten. Obwohl der Algerienkrieg seit über zehn Jahren offen thematisiert wird, weist die Historikerin Sandrine Lemaire auf schwerwiegende Probleme hin: Wie die Gesetzesdebatte von 2005 zeigt, halten sich koloniale Denkmuster von der „zivilisatorischen Mission Frankreichs“ hartnäckig. Die Verachtung vieler Franzosen für jene ehemals „Kolonisierten“, die in der „Metropole“ ihr Leben als gleichberechtigte französische Staatsbürger gestalten möchten, enthüllt die ganze Verlogenheit des (post-)kolonialen Zivilisationsdiskurses. Lemaire weist auch darauf hin, dass Blockaden der Erinnerungen mit zeitgenössischen sozialen Blockaden zusammenhängen – etwa mit der alltäglichen Diskriminierung nordafrikanischer Immigranten und ihrer Ghettoisierung in Trabantenstädten. Die europäische Islamophobie ist keineswegs ein neues Phänomen, sondern reicht in Frankreich bis zur (Ent-)Kolonisierung zurück. Die 15 bis 20% der Wählerschaft, die die Massenbasis des *Front National* bilden, zeugen davon. □

“It is easy to be exploited”

Plantation workers in Malaysia face substandard working conditions – and it is even worse for female workers. An interview with Janarthani Arumugam, programme officer of the Malaysian NGO *Empower*.

***unique*: Why did you start working with *Empower*?**
Janarthani: It was a good place to start working in the NGO industry. I understand my job as a way to empower people so that they can help themselves. I think this will be a very fulfilling career choice in the long run.

What kind of issues are you dealing with?
I usually deal with the issues of the plantation community in Malaysia. This community mainly consists of ethnic Indians who have been severely neglected in terms of policies to address poverty, in terms of getting access to welfare and social justice. This minority group faces marginalization and this further exacerbates the situation for women of the community. A higher percentage of Indian women make up the bulk of the work force in plantations to this day. I feel that the government has failed in addressing these issues.

What are the specific problems on the plantations?
In some cases, workers don’t have access to clean water, quality education, health care and safe working conditions. The entire community is stuck in this vicious cycle of poverty. On November 5th 2007, 35,000 Malaysian Indians took to the streets to protest the inequality of treatment by the state. However, this peaceful demonstration was brutally repressed by the government. The demonstrators were arrested and the police brutality was rampant. The government chose to ignore demands made and denied their concerns entirely.

Why do you think the government ignores them and doesn’t act?
Basically, this is because they are poor. It is very easy to ignore people who are marginalized and lack voice. A telling example would be in the case of receiving welfare help, sometimes they are ignored at the Welfare Department counters because some of them don’t speak the Malay language (official language) – despite living in this country for at least 50 years. It is not because they don’t want to, but rather because they don’t have access to proper education. This level of discrimination denies people justice and access to their rights. It’s really sad, but it happens continuously in this country.

Janarthani works as a programme officer with Empower *and is also a researcher under* Asian Public Intellectuals Fellowship Programme. Empower *is a Malaysian NGO that promotes political participation, especially for women. Janarthani is working on the issue of plantation workers in Malaysia, specifically on the issue of Indian ethnic plantation workers.*

What does the life of a plantation worker look like?
A typical plantation worker today would be about 60 years old and female. It is mainly women who need the jobs because they can’t get employment elsewhere. She is not skilled and the only thing she can do is to perform menial labour like pick up the palm oil kernels or work as a general worker in a palm oil plantation. They are given daily wages of 23 Malaysian Ringgit (four to five Euros). They work from 5 a.m. right up to 6 p.m. When they go home, there is not much they can do, because plantations are very isolated. Considering the costs of living and the inflation, the wage is very low. The wages haven’t really increased over the years. Since 1950 there have been only several significant increases of the wages.
There are unions, for example the *National Union of Plantation Workers*, but they don’t represent the workers well, as they are more partial to the companies. It is difficult for the workers to organize themselves, because there are problems like the caste system (culture based social stratification on individuals based on employment) and male domination. In the end you have many levels of problems and it is further compounded by poverty.

What do the living conditions look like on the plantations?
Usually they have a small house with two rooms and on average, a typical family consists of eight children. The workers think that their children are going to be resources in the future. The children don’t further their education to secondary school, because the schools are very far away and bus fares can be as high as ten US-Dollars a month. Although the workers’ household incomes fall below the Malaysian hardcore poverty line of 350 Malaysian Ringgit (85 Euros), they get charged very high industrial rates for water and electricity, because they live on the plantations that are considered a business entity. The costs of basic amenities alone take up a high portion of their meager incomes.

What is the situation like for women on the plantations?
Wages for women and men are the same, but there are a lot of women helping out their husbands and they don't get recognition as workers themselves. So, they are not given benefits in terms of housing or in terms of medication. They don't have medical or employment benefits. It's difficult for women. They also have the double burden of having to do housework. Female children are forced to do housework at an early age to help out their mothers. The nature of the industry itself is extractive as it is very labour intensive. This has a lot of negative impact on the family structure itself, because in plantations there are hardly places for kids to play. They are so isolated from the towns and they don't have access to the facilities that people living in towns enjoy.

Is there sexual harassment on the plantations?
Most definitely, there is. But there is hardly any record, because these women need the jobs and usually find it difficult to complain. The women work in very isolated areas and there is no mechanism for protection. In a place where there is as much discrimination and imbalance of power as on plantations, it is so easy to be exploited.

Do the companies know about that?
Of course, they do. In fact, some companies even have gender policies in place where they try to empower their female workers. This is basically to gain the RSPO (Roundtable on Sustainable Palm Oil) accreditation but it only exists on paper. It was an NGO that drafted the gender policy for them, but it has not really been made public. We have never seen the gender policy. We don't really know how effective it is. We only know that it exists. We don't know how women can take advantage of that policy or how they can be protected by this policy. It simply is not public knowledge.

What are the health issues on the plantations?
They use a lot of chemicals. The women go for training and are told to wear protective attire, but they never wear it. They say it restricts their movements and that they need to get the work done faster in order to keep the job. There is not enough monitoring going on at that level. In most of the plantations I have been to, I have never seen a water tank where workers could clean themselves to wash off the chemicals. People eat their meals in these highly toxic places. They go home straight after work, so the chemicals are in their homes as well.
Although it is said that they are provided with medical benefits, all they have is a small clinic, which is operated only five to six hours a day. And you must understand, these places are very isolated and very far from cities or towns, so they don't have access to government hospitals. The small clinics at the plantations are maintained by someone who is not even a doctor, but a medical attendant. So you can go there if you have a headache or flu. There is no specialized medication for some who suffers from more serious complications.

Where does the palm oil go to? To whom do the Malaysian companies sell the oil?
It gets sold to Europe. European countries have made a demand that Malaysia would fulfill this new certification which is called the RSPO (Roundtable on Sustainable Palm Oil). It is a standard whereby the workers on plantations are given conducive living and working conditions. Malaysian companies created these selected model estates where they would bring the RSPO people or their investors. However, the majority actually live very much below the standards required by the RSPO. People in Europe may not be aware of this situation, but the companies exploit the workers here to maximize their profits.

Where do you think lies the responsibility to change this situation?
The Malaysian government needs to make the companies a lot more accountable! There has to be better implementation of existing laws, they need to engage much more with the workers, find out what their needs are and fulfill them. They need to give education opportunities to the children of the workers. Companies need to have better work policies and ensure the rights of their workers are protected. The workers also need to organize among themselves. That is what we are doing here at *Empower*: to help them understand what their rights are and how their rights are being trampled upon.

How do you feel at the end of the day?
I am very hopeful. Despite all of this going on there is a person like me who was created in this whole chaos. So, I am hopeful that things will change and that people will be empowered enough to see that change is possible. Yes, you do get very burned out at some points, but you just have to go on, because there are not many people working on these issues at this point of time.

Do you see any movement in the last few years in Malaysia?
Well, yes. There actually are a lot of demonstrations and resistance, but not something that would ensure workers rights. There is still a lot of empowerment work that needs to be done, but I think it will help create a critical mass and at some point of time there will be a strong resistance to these exploitative capitalistic industries. I am definitely hopeful that it will be positive for the people of this country, especially for women: in terms of claiming their rights and their access to justice. I think it will happen – maybe not in ten years, but in 20 or 30 years.

Thank you, Janarthani.

The interview was conducted by Franziska.

Kaviar statt Bratwurst

Der internationale Fußball ist ein attraktives Geschäft geworden. Und ein Kampf zwischen Romantikern und Pragmatikern. Oder doch nicht?

von Chrime und Philipp

Als am Abend des 11. April 2012 das „Duell der Giganten“ zwischen Borussia Dortmund und Bayern München abgepfiffen wurde, war die Welt der Fans für ein paar Minuten zurückgekehrt zu den Anfängen der Fußball-Romantik in den 1960er Jahren. Emotionen und Leidenschaft vor, während und nach dem Spiel, eine unglaubliche Spannung, die sich förmlich greifen ließ und vor allem großer Sport. Es wurde gezittert, gebrüllt, gehasst und geliebt. Alles war so menschlich.

Mit dem Abstand einiger Tage aber weicht die Romantik wieder dem Pragmatismus. Es wird gerechnet: in Punkten, wenn es um die Bundesliga-Tabelle, in Euro, wenn es um die Werbeeinnahmen geht. Der Sieg der Dortmunder bedeutet nicht nur grenzenlose Freude bei ihren Anhängern und Trauer bei den Fans der Münchner, sondern verschafft den Siegern auch mögliche Millionen durch den Gewinn der Deutschen Meisterschaft. Zigtausende deutscher Fußball-Fans mussten sich in Kneipen eng zusammendrängen, um das Spiel im Pay-TV zu sehen. Rund um den Globus ist Fußball inzwischen nicht nur für Romantiker, sondern auch für Betriebswirte interessant. Das hat natürlich seine Geschichte.

Von Hirschen und Stahlbeton

Günter Mast zeichnet verantwortlich für den ersten Meilenstein in der deutschen Geschichte der Fußballvermarktung. Der damalige Geschäftsführer des Kräuterlikör-Giganten *Jägermeister* sorgte 1973 mit dem Logo seiner Firma auf den Jerseys von Fußball-Bundesligist Eintracht Braunschweig für den Beginn der Trikotwerbung. Ganz legal tat er dies aber nicht, denn offiziell war sie noch durch den Deutschen Fußball-Bund (DFB) verboten. Also machten die Braunschweiger kurzerhand den *Jägermeister*-Hirsch zu ihrem Vereinswappen und somit „legal“ auf den Lustigmacher aus der Flasche aufmerksam.

In den Folgejahren veränderte sich die Form des wirtschaftlichen Rohdiamanten Fußball kaum. Erst 1988 begann das Wettbieten um die Fernsehrechte. *RTL*, *Sat.1*, *Das Erste* – jeder hatte mal den Fuß am TV-Ball. Die Gebühren für Übertragungsrechte stiegen in den Folgejahren rapide an und Fernsehgelder wurden zu einer zunehmend wichtigen Finanzierungsquelle für die Vereine.

Und wenn man sich für viel Geld im Fernsehen zeigen lässt, ist es natürlich auch praktisch, wenn man in einem Stadion spielt, dessen mehr oder weniger bekannter Firmenname gleich noch ein paar Zusatzmillionen in die Vereinskasse spült. Abgesehen vom Werksklub Bayer Leverkusen und seiner „BayArena“ strich 2001 der Hamburger SV als erster Verein die Tradition aus dem Stadionnamen, um stattdessen mit der „AOL Arena“ ein bisschen mehr Geld einzustreichen. Seitdem sind viele Vereine nachgezogen. Von den 18 Bundesligaklubs spielen nur noch vier in einem Stadion, das keinen Firmennamen trägt.

Eine Flut von Neubauten und Renovierungen im Zuge der Weltmeisterschaft 2006 hat immerhin dazu geführt, dass selbst etablierte Fußballnationen die Deutschen um ihre hochmodernen Mehrzweck-Arenen beneiden. Natürlich schreien Nostalgiker auf, wenn knarzendes Holz durch Stahlbeton ersetzt wird; aber der Wegfall der Laufbahnen und die damit verbundene Dis-

tanzverringerung zwischen Spielfeld und Zuschauerrängen ermöglicht ein Mittendrin-statt-nur-dabei-Gefühl, wie es davor nicht existierte. Und nicht zuletzt steigt die Sicherheit der Besucher. Die oft kritisierte Kommerzialisierung wirft mitunter also auch ein paar Geschenke für den „wahren“ Fan ab.
Der Spaß hat natürlich seinen Preis. So hat der FC Bayern für sein neues Stadion 340 Millionen Euro bezahlen müssen. Und auch die Transfersummen, die einem Verein für den „Abkauf“ eines Spielers gezahlt werden, sind in den letzten Jahren explodiert: Zahlte der selbe Verein 1991 noch den Rekordwert von drei Millionen Euro für Brian Laudrup an Bayer Uerdingen, floss 2009 das Zehnfache für Mario Gomez von München nach Stuttgart. Diese Zahlen wirken beinahe bescheiden, vergleicht man sie mit denen aus Spanien und England: Christiano Ronaldo wechselte im gleichen Sommer für umgerechnet 94 Millionen Euro von Manchester United zu Real Madrid.

Ultras gegen Ultra-Preise

Mittlerweile verdienen die Bundesligaklubs mehr Geld mit Fernsehübertragungen als mit verkauften Stadiontickets. Hinzu kommen Merchandise-Einnahmen, Sponsorengelder und Gelder für das Reüssieren in internationalen Wettbewerben. Das bedeutet freilich nicht, dass Erlöse durch den Verkauf von Eintrittskarten gering sind: Für Champions-League-Spiele kann man beim FC Bayern bis zu 100 Euro bezahlen. Immerhin: Es geht auch günstiger. In Berlin etwa bekommt man ein Ticket für zehn Euro. Im internationalen Vergleich ist es damit für deutsche Fußballfans noch angenehm: Beim FC Arsenal in London zahlt man für einen weniger exquisiten Sitzplatz mindestens 50 Pfund. Stehplätze gibt es nicht. Bei Real Madrid kostet ein einfaches Ligaspiel zwischen 40 und 525 Euro; ein VIP-Ticket im Halbfinale der Champions League kostet bis zu 1.200 Euro. Damit ist der Gang ins Stadion kein Erlebnis mehr für „Malocher“, die ihren Verein seit Jahrzehnten begleiten. Das Motto lautet: Kaviar statt Bratwurst, Champagner statt Pils.
Es wäre ein leichtes, nun das Lamento über den Verfall der „Arbeiterkultur Fußball“ anzustimmen. Aber das scheint vollkommen unnötig. Schließlich halten auch die horrend hohen Eintrittspreise die Fans nicht davon ab, sich Samstag für Samstag mit Hingabe zu beschimpfen. Ohnehin gibt es bereits seit langem organisierte Gegenwehr. Seit den 1980er Jahren wenden sich immer mehr sogenannte „Ultra-“Fan-Gruppen gegen die Kommerzialisierung. Sie kämpfen für den „klassischen“ Fußball und gegen das „Söldnertum“ häufig wechselnder Spieler. Diese Ultragruppen haben in der Regel nur wenig mit Hooligans zu tun: Sie sind organisiert, oft politisch (oder zumindest antifaschistisch), haben eigene Magazine und mit den „Capos“ eigene Ordner, die – immer nüchtern – die eigenen Leute zur Ordnung rufen und bei Problemfällen mit der Polizei verhandeln. Unbedingte Treue zu ihrem Verein, faszinierende Fan-Choreographien und eine Arroganz gegenüber anderen Fans machen sie – zumindest in der Eigenwahrnehmung – zu „richtigen“ Fans. Besonders auffällig ist dieser Unterschied zum „Event-Publikum“, dessen Treue wohl oft nur dem sportlichen Erfolg gewidmet ist.
Das Selbstverständnis der Ultras als Gegenbewegung zeigt sich in der Initiative „Kein Zwanni für nen Steher – Fußball muss bezahlbar sein“. Hier vereinigen sich Ultragruppen vieler deutscher Clubs und kämpfen gegen steigende Preise – mit Erfolg. Einige Vereine haben die Preise für Gästekarten gedeckelt. Ultras sind aber nicht nur Gegner des Wirtschaftsbetriebes Fußball: Sie werden auch von diesem instrumentalisiert, gelten mitunter als attraktives Folklore-Element im Fußball. Nicht ohne Grund zeigen TV-Sender immer häufiger längere Szenen von Fan-Choreographien. So wird bei Partien des BVB immer wieder intensiv die in schwarz-gelb gehüllte Südtribüne gezeigt. Verträgt sich Romantik vielleicht also doch mit dem Geschäft?
Als 2011 der BVB überraschend Deutscher Meister wurde, feierte man dies als einen Sieg der Fußballromantik. Und auch in dieser Saison haben immer wieder Teams mit wenig Geld und ohne Stars gegen finanzstarke Vereine gewinnen können. Auch bei den Ticketpreisen ist das Verhältnis ambivalent: Die teuren (und geschmähten) VIP-Plätze finanzieren die günstigen Stehplätze, subventionieren also die Romantiker. Als sich die Ultras des FC Bayern vor einigen Jahren über die VIP-Politik ihres Vereins beschwerten, entgegnete Präsident Uli Hoeneß: „Was glaubt ihr eigentlich, wer euch alle finanziert? Die Leute in den Logen, denen wir die Gelder aus den Taschen ziehen.“
Die Frage nach Kommerzialisierung oder Tradition beantworteten die Fans des FC Wimbledon auf ihre eigene Art: Als ihr Verein 2002 seine Heimat und seinen Namen aufgab und sich aus finanziellen Gründen anderswo ansiedelte, gründeten unzufriedene Fans den Verein als AFC Wimbledon einfach neu. Mittlerweile spielt der Verein in der vierten Liga Englands. □

Bebilderte Hörbücher: Die Unsitte der Filmsynchronisation in Deutschland

Filmverleihe und Synchronstudios entscheiden in Deutschland nicht nur darüber, welche Filme wir sehen, sondern auch wie. Ein Plädoyer für mehr Originalfassungen in Kino und Fernsehen.

von David

Nichts ist so, wie es sich anhört. Dank der Synchronisation kann sich in Deutschland hinter einem norwegischen Physiker ein tschechischer Widerstandskämpfer verbergen, ein amerikanischer Söldner kann zu einem deutschen Abenteurer werden – und Nazis können zu internationalen Drogenhändlern mutieren.

Während in den Niederlanden und im skandinavischen Raum die meisten Filme untertitelt in Originalsprache – also „OmU" – gezeigt werden, etablierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in ganz Deutschland die Synchronisation als dominierende Form der Film-Übersetzung. Alle waren glücklich: Das deutsche Publikum war bereits seit den 1930er Jahren an Synchronfassungen gewöhnt, die Alliierten konnten die Marktdominanz ihrer eigenen Filmindustrie in Deutschland dadurch leichter durchsetzen, und Zensoren hatten neben der Schere und dem Verbot ein zusätzliches Mittel, um sicher zu stellen, dass subversive Inhalte die deutschen Zuschauer nie erreichen würden.

„Jack" Gruber ist kein Nazi!

Zusammen mit der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) waren und sind besonders die Filmverleihe stets bereit, Filme zu verändern: Profitgier ergänzt die Moralin-Säure. Das anschaulichste Beispiel von Synchronisations-Zensur bietet Michael Curtiz' *Casablanca* von 1942. In der ersten deutschen Fassung von 1952 fehlten über 20 Minuten: alle Passagen mit einem SS-Major und das berühmte Gesangsduell zwischen Franzosen und deutschen Offizieren. Aus einem von den Nazis gejagten tschechischen Widerstandskämpfer wurde ein norwegischer Wissenschaftler. Erst 1975 wurde der Film ungekürzt und in einer wieder sinngemäßen Synchronisation in Deutschland gezeigt.

Casablanca ist keineswegs eine Entgleisung, sondern nur das berühmteste Beispiel für die intensive Nutzung der Synchron-Zensur, um aus Filmen systematisch jegliche Anspielungen auf den Nationalsozialismus zu entfernen. Auch unpolitische, aber negative deutsche Figuren wurden in den deutschen Filmfassungen eliminiert: durch Austausch der Nationalität oder durch Verschweigen. Noch in den 1980er Jahren wurde mit der „Eindeutschung" des gesamten Dialogs und kleinen Namensänderungen verschleiert, dass die Terroristen in *Die Hard – Stirb langsam* deutscher Herkunft sind.

Nebst der Lösung der „deutschen" Problematik praktizierten und praktizieren deutsche Synchronstudios auch die üblichen Zensuren: Vulgäre Ausdrucksweisen, sexuelle Anspielungen (besonders homosexuelle) und die Thematisierung von Ehebruch, Prostitution und Pädophilie sind dem deutschen Publikum teils bis heute immer wieder – dank weitsichtiger Synchron-Autoren – erspart geblieben.

Die Entstehung des Tonfilms führte nicht nur zum Untergang eines manchen Stummfilmstars, was der diesjährige Oscargewinner *The Artist* humorvoll thematisiert, sondern brachte für Darsteller auch die neue Möglichkeit, zusätzlich zur Mimik und Körperbewegung ihre Stimme und deren Klangfarbe als schauspielerisches Gestaltungsmittel zu nutzen. Durch die Einführung der Synchronisation wurden sie dieser Stimme jedoch sogleich wieder beraubt.

Schottisch und Wienerisch für Anfänger

Filme sind eben mehr als bebilderte Hörbücher. Manchmal ist es weniger wichtig, *was* die Filmfiguren sagen, sondern *wie* sie es in welcher filmästhetischen Umgebung machen. Der schottische Slang in *Trainspotting* sorgt etwa mindestens genauso sehr für Atmosphäre wie die geschickte Nutzung von Pop-Klassikern. In der deutschen Fassung sprechen hingegen alle Hochdeutsch. So nähert sich der frenetisch inszenierte Mikrokosmos einer Jugend-Subkultur in Schottland in der Synchronversion einem relativ eindimensionalen Junkie-Portrait.

Synchronisation wirkt stereotypisierend und vereinfachend, da sie immer auch nach (deutscher) Eindeutigkeit strebt. Mit der differenzierten Welt mehrsprachiger Filme kann sie unmöglich zurecht kommen. In Carol Reeds *The Third Man* von 1949 sucht ein Amerikaner im Wien der Nachkriegszeit nach einem verschollenen Freund. Dass er sich aufgrund fehlender Deutschkenntnisse nicht mit den Einheimischen verständigen kann, verstärkt sein beklemmendes Gefühl persönlicher Isolation. In der Synchronfassung sprechen alle Figuren deutsch und verstehen sich, was die Ausgangssituation massiv verzerrt. Da die Synchronisation die sprachlichen Verständigungsprobleme nicht wiedergeben konnte, griff das Studio zur Schere. Die Folge: Noch heutzutage läuft *The Third Man* im deutschen öffentlich-finanzierten Fern-

sehen in einer zwei Minuten kürzeren Fassung.

Künstlerische Bedenken spielen bei Filmverleihen und Synchronstudios ohnehin keine Rolle. Letztere erhalten ein „International Tape“ (IT) des Films mit allen Geräuschen, außer den Dialogen. Dieses wird in etwa 700 bis 1.000 Schnipsel von zehn bis 15 Sekunden zerlegt, über die die Sprecher ihre Dialoge sprechen. Die Miete der Tonstudios ist teuer und üblicherweise werden die Sprecher im Akkord bezahlt. Für Sorgfalt und Qualitätskontrollen reicht daher die Zeit (sprich: das Geld) nicht.

Da Filme bei der Synchronisation immer wie bebilderte Hörbücher behandelt werden, überrascht es kaum, wenn in deutschen Fassungen der Dialog meist erheblich lauter ist als die Geräuschkulisse des Originalfilms: Dank des „International Tape“ ist dies problemlos möglich. Wenn aber besonders bei alten Filmen kein IT vorhanden ist, müssen nicht nur Dialoge, sondern auch Musik und Geräuschkulisse des Films „neu geschaffen“ werden. Hier tun sich furchterregende Abgründe der Filmverachtung auf. Bei Orson Welles‘ *Citizen Kane* etwa wurde die Originalmusik genauso ignoriert wie die ursprüngliche Musikdramaturgie: Szenen, in denen Welles Stille als spannungssteigerndes Mittel einsetzt, wurden mit lautstarker Musik verunstaltet. Der einzige Film von Hollywoods *enfant terrible*, der in den USA nicht durch Produzenten verstümmelt wurde, blieb in Deutschland nicht verschont.

Mission Mars: Mehr OmU wagen!

Synchronisation zerstört nicht nur Kunstwerke, sondern auch Interkulturalität. Dass die ganze Welt ausschließlich deutsch spricht, ist nur ein feuchter Traum deutscher Nationalchauvinisten. In Fernsehen und Kino wird sie in Deutschland auf eine Weise gezeigt, die diesen Traum fast erfüllt. Wer von den „schöpferischen Möglichkeiten der Synchronisation“ in Deutschland schwärmt, offenbart nicht nur seine unbegrenzte Verachtung gegenüber Filmemachern als Künstlern, sondern ist auch von deutschen Überlegenheitsphantasien nicht mehr weit entfernt. Die Vorstellung hingegen, dass gerade dank Synchronisation dem deutschen Publikum fremde Kulturen näher gebracht würden, geht von falschen Prämissen aus. Sie hält kulturelle Unterschiede für unüberbrückbar, unterschätzt die Universalität der Filmsprache und führt zum „Mallorca-Syndrom“: Das Fremde wird erst akzeptiert, wenn es als Verlängerung Deutschlands wahrgenommen werden kann.

„Gewiß wird man eher eine Mars-Rakete entwickelt haben als ein Mittel, deutschen Verleihern Respekt vor der Filmkunst beizubringen“, prophezeite der Filmkritiker Enno Patalas im Jahre 1961. Er hatte Recht: Heutzutage werden erfolgreich „Raketen“ zum Mars geschossen, wohingegen Filmverleihe nach wie vor Filme nur als verfügbare Masse ohne eigenes Recht auf Schutz ansehen. Was sich verändert hat, ist die Macht der Zuschauer, solche Probleme bewusster zu erkennen. Früher konnten deutsche Cinephile nur im Ausland, bei Filmfestivals oder in wenigen Programmkinos Filme in nicht-deutscher Sprache sehen. Dies hat sich dank dem Aufkommen von DVD und Online-Streaming geändert. Kinos und Fernsehen hinken dieser Entwicklung jedoch noch stark hinterher. Gerade provinzielle Programmkinos könnten mit Besuchern rechnen, die bereit wären, Filme ab und zu im Original mit Untertiteln zu sehen. Auch das Fernsehen jenseits der spärlichen Angebote von *3sat* und *arte* könnte ruhig mehr „OmU“ wagen. Gerade Filmklassiker werden gerne ohne jeglichen Anspruch auf ein Massenpublikum erst spätabends gezeigt. Nebst Anton Karas‘ Zither-Klängen könnte dann auch das ungeschnittene Wienerisch Paul Hörbigers wieder exotisch klingen. □

Die Langfassung des Artikels findet ihr auf unique-online.de

Große Köpfe für große Fragen

Jürgen **Habermas** · Saskia **Sassen** · Peter **Bofinger** · Seyla **Benhabib**
Jens **Reich** · Katajun **Amirpur** · Norman **Birnbaum** · Micha **Brumlik**
Rudolf **Hickel** · Claus **Leggewie** · Friedrich **Schorlemmer**

Dies sind nur 11 der 22 »Blätter«-Herausgeber.
Lernen Sie auch die anderen kennen –
und viele weitere kluge Köpfe.

Monat für Monat 128 Seiten mit Biss | Probeheft auf www.blaetter.de
oder telefonisch unter: 030/3088-3644

Anzeige

„Gehen Sie einmal zu einem Menschen, den Sie absolut hassen …“

Eine Begegnung mit dem letzten Prinzen Äthiopiens über Paradiesisches aus Cambridge, Äthiopisches aus Jena und eine wichtige Konstante in unserem Leben: Manieren.

von Frank, Jenny & Laser

Es gibt Menschen, die in nur wenigen Sekunden allein durch ihre Ausstrahlung überzeugen. Andere schaffen es, mit weisen Worten eine nachdenkliche Stimmung zu verbreiten, die einem noch Tage später durch den Kopf gehen. Dr. Asfa-Wossen Asserate gehört zu einem ausgewählten Personenkreis, der sich durch beide Eigenschaften auszeichnet und in doppelter Hinsicht in Erinnerung bleibt – das war jedenfalls unser Fazit nach einem kurzen, aber beeindruckenden Gespräch mit ihm. Und wahrscheinlich war dies auch der Grund dafür, dass an jenem Nachmittag seine Lesung in der Forschungsbibliothek Gotha voll besucht war.
Asserate ist Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers Haile Selassie und Sohn des ehemaligen Gouverneurs und Vizekönigs von Eritrea, Li'ul Ras Asrate Kasa. Asfa-Wossen Asserate war einer der ersten Schüler an der deutschen Schule in Addis Abeba, der Hauptstadt Äthiopiens.

***unique*: Sie sind ein gern gesehener Gast in den deutschen Medien. Gibt es bestimmte, typische deutsche Fragen, die immer wieder an Sie gerichtet werden?**
Asserate: Ja. Gott sei Dank haben Sie diese Frage heute nicht gestellt. Die erste typische ist: „Wie darf ich Sie anreden?“ Das ist mir einfach zu banal! Aus dem ganz einfachen Grund, dass wir hier in einer Republik leben. Und in einer Republik gibt es keine großen Probleme mit Titeln. So lange Sie wirklich davon überzeugt sind, dass ich ein Herr bin, ist mir alles andere – unter uns gesagt – ziemlich egal. Das ist das Einzige, was ich von meinem Gegenüber erwarte.

Das trifft sich gut, denn uns hat diese Frage auch beschäftigt. Man setzt sich automatisch mit diesem Thema auseinander…
Ja, aber ich muss Ihnen ganz offen sagen, es gibt kein schöneres Kompliment, als dass sie bezeugen, dass sie wirklich davon überzeugt sind, dass ich ein Herr bin und mich so auch nennen. (*lacht*)

Asserate studierte in Tübingen und Cambridge Jura, Geschichte und Volkswirtschaft und wurde in Frankfurt am Main promoviert. Vor allem durch sein ehrenamtliches Engagement bricht er mit jeglichen Vorurteilen: Seit seiner Einreise als 19-jähriger Student in das Deutschland der Studentenproteste ist er Mitglied der Studentenverbindung Corps Suevia Tübingen. Und seit circa vier Jahrzehnten lebt der 63-jährige nunmehr in Deutschland.

Es wird Sie vielleicht interessieren, wie ich einmal von einem Journalisten genannt wurde: Er sagte, ich sei ein anglo-germanophiler Äthiopier.

Wie haben Sie sich dabei gefühlt?
Ich sagte ihm: Sie mögen Recht haben. Es ist unstreitbar, dass ich von diesen beiden großen Kulturen in starker Weise beeinflusst wurde. Und es hat keinen Sinn, das zu leugnen.

Was haben Sie in Erinnerung, wenn Sie an Ihre Zeit in Cambridge zurückdenken?
Das war natürlich eine ganz andere Welt. Vor allem das Cambridge, das ich damals kannte, war im Vergleich zu Deutschland eine vollkommen andere, fast schon paradiesische Welt. Was Cambridge und Oxford Jahrhunderte lang von anderen Universitäten unterschieden hat, ist das, was man außerhalb des Studiums tun konnte: Wenn Sie in irgendeinem Bereich talentiert waren – egal ob Musik, Theaterspielen oder Boxen –, konnten Sie es dort ausleben. Charakteristisch war dieses wirkliche Universal-Denken, dieses Universelle an einer Universität – daher der Name. Nicht, dass man dort hin geht, um ein Stück Papier zu bekommen, das sagt, Sie können unabhängig denken, sondern, dass Sie etwas fürs Leben lernen. Das ist das, was man in Cambridge, gerade in den 1970er Jahren, als ich dort war, genossen hat.

Haben Sie Sehnsucht danach?
Ja, natürlich. Sie tun mir leid! Die sogenannte akademische Freiheit, die Sie bestimmt nicht mehr haben… Hoffentlich sind Sie nicht von diesem neuen Bachelor betroffen. Das ist ja fast ein Schulbetrieb. Sie haben dann überhaupt keine Zeit, neben Ihrem Studium Erfahrungen zu machen.

Doch nicht nur zur Cambridge University, auch zur Universität Jena hat unser Gegenüber eine besondere Beziehung: Erstmals wurde hier Äthiopistik an einer deutschen Universität unterrichtet – bevor es die Germanistik überhaupt gab, berichtet uns Asserate amüsiert. Der aus Gotha stammende

Privatgelehrte Hiob Ludolph sei als der „Vater der Äthiopistik“ ein Held für die Äthiopier.
Doch auch abseits des universitären Lebens zeigt sich Asfa-Wossen Asserate interessiert an interkulturellen Schnittstellen – und sensibel für kulturelle Besonderheiten. Literarisch setzt er sich vor allem mit deutschen Eigenheiten auseinander: 2003 machte ihn sein Buch Manieren *hierzulande berühmt. An diesen Erfolg knüpfte er 2010 mit* Draußen nur Kännchen. Meine deutschen Fundstücke *an. Anfang 2013 soll, so verriet er uns, ein weiteres Werk über Tugenden folgen. Tugenden seien eine wichtige Säule der hiesigen Gesellschaft, auf die wir Deutschen stolz sein sollten.*

Wenn Sie sich selbst als von verschiedenen Kulturen geprägter Mensch wahrnehmen, besitzen dann kulturelle Kategorien wie „typisch deutsch“ überhaupt Aussagekraft?
Absolut nicht. Es hat vielleicht mal gepasst, aber das ist schon längst nicht mehr der Fall. Diese Klischee-Deutschen gibt es nicht mehr, mit Latschen und weißen Strümpfen und kurzen Hosen. Aber es wäre tragisch, wenn die Deutschen von sich aus gewisse Eigenarten aufgeben würden. Was also viel wichtiger ist: Die deutschen Werte und Tugenden aufrecht zu erhalten, sich auf sie zu besinnen. Und, Gott sei Dank, Ihre Generation tut das schon.

Das tun wir schon?
Ihre Generation ist auf jeden Fall manierlicher als meine. In jeder Hinsicht. Auch interessierter.

Auch engagierter?
Auch engagierter – weltpolitisch gesehen allerdings nicht. Solidarität, nein, da waren wir aktiver. Haben Sie jemals solch ruhige Universitäten erlebt wie heute?

Es gibt Entwicklungen, die eine neue Richtung aufzeigen. Stéphane Hessel schreibt es: „Empört Euch!“ Das greift auch langsam auf uns Studenten über.
Ja, das kann sein. Aber was gibt es, das Sie heute auf die Straße bringt? Sie werden doch jetzt nicht für die unterdrückten Völker auf die Barrikaden gehen, wie es damals 1968 der Fall war? Der Vietnam-Krieg hat die Geister in der ganzen Welt mobilisiert und eine ganze Jugend zu Anti-Amerikanern erzogen. Das kommt heute nicht mehr vor, auch weil es diese großen Unterschiede zwischen West und Ost nicht mehr gibt.

Mit Stolz pflegt Asserate die Mitgliedschaft bei dem Corps Suevia. Die Beziehungen unter den Corpsbrüdern seien fast familiär, man schätze sich gegenseitig. Seit 1971, kurz vor Asserates Eintritt, gehört sie zu den wenigen nicht-schlagenden Corps des Landes. Auch seine äthiopische Herkunft habe nie eine Rolle gespielt, im Gegenteil. Gerne weist er hier auf die ehrenwerte Vergangenheit der Verbindung hin: Als eine der wenigen hat die 1831 gegründete Suevia in der Nazizeit Juden nicht ausgeschlossen. Sie weigerte sich, dem „Ariergrundsatz“ von 1933 zuzustimmen und musste deshalb 1934 schließen, bis sie 1949 neu gegründet werden konnte. Die liberalen Grundsätze des Corps seien mit ein Grund, weshalb Asserate regelmäßig seine „Brüder“ in Tübingen besucht.

Eine abschließende Frage: Ihr großes Thema sind Manieren. Wenn Sie uns jetzt die wichtigsten drei Regeln sagen müssten, die wir auf jeden Fall einhalten sollten: Welche drei wären das?
Erste Regel: Stellen Sie sich niemals ins Zentrum der Geschehnisse, sondern immer wieder Ihr Gegenüber. Zweitens: Versuchen Sie eine Balance zwischen Anmut und Demut in Ihrem Leben zu finden. Das heißt: Lieben Sie das Wahre, Schöne, Gute – und seien sie dabei demütig. Das ist eines der schönsten deutschen Worte, die ich kenne: Demut. Mut zum Dienen. Drittens: Vergessen Sie niemals, egal, wo Sie und mit wem Sie sind, dass Sie immer die kleinere Rolle spielen. Das heißt, die Bereitschaft zu pflegen, auch hier dem Anderen den Vortritt zu lassen. Das soll nicht heißen: Geben Sie immer ihrem netten Mitbewerber den Vortritt. Da bedeutet es: Begegnen Sie ihm auf Augenhöhe. Gehen Sie mit ihm fair um. Tun Sie nichts, was Sie am nächsten Tag bereuen. Und vor allem: Erwarten Sie nichts von Ihren guten Taten. Ich werde immer wieder von jungen Menschen gefragt: „Was habe ich eigentlich davon, wenn ich manierlich bin?“ Da sage ich: Eigentlich gar nichts – mit Ausnahme vielleicht eines gesunden und tiefen Schlafes. Und das ist ja auch schon mal was. Versuchen Sie es jedenfalls: Gehen Sie einmal zu einem Menschen, den Sie absolut hassen – und tun Sie ihm etwas Gutes.

Das klingt nach christlichen Urwerten.
Das ist genau richtig. Ich kann nicht behaupten, dass ich von irgendwelchen Institutionen beeinflusst worden bin. Außer vom Christentum. Jedenfalls hoffe ich es. □

Einfach Mensch sein – Ali Al Jallawi und die Poesie eines Aufständischen

von bexdeich & Sena

Meinst du, eine Biene weiß, warum sie Honig macht?“, bekommt man zur Antwort, wenn man Ali Al Jallawi fragt, warum er angefangen habe zu schreiben. Im Alter von 14 Jahren hat er die Poesie für sich entdeckt. Al Jallawi ist ein Mensch, der seine Gedanken und Ansichten teilen möchte. In Bahrain, seinem Heimatland, wurde er nach der öffentlichen Lesung eines seiner Gedichte, in dem er die Monarchie kritisch betrachtet, für sechs Monate verhaftet – im Alter von 17 Jahren. Zwei Jahre später, im Jahre 1995, wandert er für drei weitere Jahre hinter Gitter. Grund: der Einsatz für Bürgerrechte in Bahrain. Während der Zeit im Gefängnis entsteht sein Buch „Gott nach zehn Uhr“ über das erfahrene Unrecht und die Folterungen. In dem monarchischen Inselstaat ist politische Repression an der Tagesordnung. Al Jallawi nutzt seine Lyrik als Rebellion gegen die Tabus und Verbote: In seinen Gedichten tauchen Themen wie politische Opposition, Sexualität und der Mythos der Religion auf – Themen, die in Bahrain sonst nicht zur Sprache kommen würden. Seine Meinung frei zu äußern – das lässt er sich nicht verbieten, auch wenn er deswegen Gefahren, Gefängnisaufenthalten und Trennungen von der Familie ausgesetzt ist. „Ich hatte Flügel in meinem Land, aber ich war in einem Käfig“, so beschreibt er seine Lage.

Im Februar 2011 finden die Proteste gegen die politische Führung Bahrains als Teil des Arabischen Frühlings ihren Höhepunkt. Auch Al Jallawi demonstriert, liest Gedichte vor und spricht mit den Medien. Das hat Folgen: Nachdem seine Familie Besuch von Sicherheitskräften bekommen hat, flieht Al Jallawi im März letzten Jahres aus seinem Heimatland. Nach kurzer Station im Libanon will er eigentlich nach Berlin, wohin man ihn zu einem Poesiefestival eingeladen hat. Doch so weit kommt er nicht. Bei einer Zwischenlandung in Heathrow wird er für vier Wochen verhaftet, weil er kein gültiges Einreisevisum für Großbritannien besitzt.

Als er endlich in die Bundesrepublik einreisen darf, wird er nicht mehr als Gast empfangen – das Poesiefestival ist längst vorbei. Statt nach Berlin, kommt Ali Al Jallawi in ein Asylbewerberheim in Weimar. Dennoch ist er nach dieser Odyssee glücklich: „Deutschland ist jetzt mein Zuhause, und ich bin froh, hier zu sein.“ Mithilfe eines Stipendiums, das ihm die Schriftstellervereinigung *PEN* organisiert hat, kann er vorläufig in Weimar bleiben. Er arbeitet gerade an seinem zweiten Roman.

Das Exil ermögliche ihm, trotz allen Verzichts, seine Meinung weiterhin frei zu äußern und für Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit in seiner Heimat zu kämpfen, damit die Verbrechen gegen die dortige Bevölkerung bald ein Ende haben. „Ich glaube, im Exil zu leben ist immer noch besser, als in Bahrain im Gefängnis zu sitzen. Im Exil hat man die Freiheit, alles zu tun. Man kann einfach Mensch sein, ohne den Staat um Erlaubnis zu fragen.“ Aber eines Tages wolle er zurückkehren nach Bahrain, wenn es frei und demokratisch geworden ist. „Es ist mein Land, es gehört immer zu mir.“ □

Mehr Gedichte von Ali Al Jallawi, u.a. in englischer, deutscher, französischer und chinesischer Sprache, findet ihr auf seiner Website www.jallawi.org.

Ali Al Jallawi

Aus dem Arabischen von Yousef Hejazi

Ein Versuch zu verstehen

محاولة فهم

ماذا سيحدثُّ؟

Was würde geschehen?

حين أدّعي أني ساحر

Wenn ich erklären würde, ich sei ein Magier

أضعك في القبعة

ich steckte dich in einen Hut

ثم أخرجك حمامات

und holte dich als Taube heraus

ماذا سيحدث؟

Was würde geschehen?

لو قبلتني بالخطأ

Wenn du mich aus Versehen küssen würdest

ثم قبلتني اعتذا ا رعن الخطأ

und wenn du dich mit einem Kuss für dein Versehen entschuldigen würdest

ماذا سيحدث؟

Was würde geschehen?

لو وضعتُ يدي على صدرك

Wenn ich meine Hand auf deinen Busen legen würde

لأبحث عن قمر أضعته

um den verlorenen Mond zu suchen

ماذا سيحدث؟

Was würde geschehen?

لو مددتُ يدي إلى عينيك

wenn ich meine Hand nach deinen Augen ausstrecken würde

وأخرجت كل النوارس

und zahllose Möwen hervorhole

ماذا سيحدث

Was würde geschehen?

لو أنك لم تحدثي

Wenn du nicht da wärst

سيصاب الكون بخلل

die Welt würde ins Ungleichgewicht fallen

وسيفقد الشع ا رء ذئب حكمتهم

und die Dichter würden den Wolf ihrer Weisheit einbüßen

يحدث أن لا يحدث شيء حين لا تأتين.

Es geschieht, dass nichts geschieht, wenn du nicht kommst.

Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen. Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

Nicht nur in Deutschland gibt es Frauen

Wie gehen Menschen weltweit mit der sexuellen Ungleichheit in der Sprache um? Ein unvollständiger Streifzug durch die Sprachen der Welt zeigt Ähnlichkeiten und erstaunliche Differenzen.

von Laser & Philipp

Liebe Genossinnen und Genossen, StudentInnen und Studierende, mensch hat es schwer. Die deutsche Sprache wartet nur darauf, dass ein unwissender Normalbürger Frauen und andere Geschlechter diskriminiert: Sie unterscheidet zwischen männlichen und weiblichen Pronomina bzw. Substantiven – und die männliche Zuschreibung dominiert. Aus diesem Grund haben sich verschiedene neutrale (wie Studierende), oder feminisierende (wie Studentinnen) Wörter in den Alltagsgebrauch der deutschen Sprache gekämpft. Mit vielen Wortneuschöpfungen versuchen so selbsternannte Sprachaktivisten die Chancengleichheit in der Gesellschaft über die Sprache zu erreichen. Bei diesem Gender-Diskurs stellt sich aber schnell die Frage nach ihrer Relevanz. Auf der Suche nach der Bedeutung dieser zwanghaften Sprachreform wollen wir einen Streifzug durch die Welt machen: Sind Deutsche die einzigen, die an der Sportart des Gendering teilnehmen?

Zum Beispiel zeichnet sich das Spanische zunächst auch durch eine strukturelle Ungleichheit aus. Prinzipiell ist die Sprache stärker auf das Männliche, als auf das Weibliche ausgerichtet. Egal, ob die Unternehmensführung männlich oder weiblich ist, eigentlich heißt es immer *el jefe*. Eigentlich. Denn nach dem Ende der Franco-Ära, und seitdem die ersten Frauen Führungspositionen in Unternehmen einnehmen, hat sich in der spanischen Gesellschaft seit den 1970er Jahren *la jefa* als Neologismus durchgesetzt. Julia Kuhn, Professorin für Romanistik an der FSU Jena, bezeichnet diesen Wandel hin zur verstärkten Verwendung femininer Formen als „Reflex der geänderten außersprachlichen Realität in der Sprache.“ Wenn Frauen gesellschaftlich Positionen erreichen, die zuvor Männern vorbehalten waren, ändert sich auch der alltagssprachliche Diskurs.

„In Lateinamerika entwickelte sich das Bewusstsein für Sprache und Geschlecht auch seit den 1970er Jahren“, sagt Rafael-Eduardo Matos, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Julia Kuhn. Als Isabel Martinéz de Péron von 1974-1976 argentinische Staatspräsidentin war, stellte sich die Frage, wie sie anzusprechen sei. Und auch 2007, zu Beginn der Präsidentschaft Christina Fernandéz de Kirchners in Argentinien war diese Frage ungeklärt – mittlerweile ist klar, Christina Kirchner ist *la presidenta*.

Companer@s & Chairperson. ¿Que?

Unabhängig von diesen Tendenzen gibt es auch Vorschläge, eine Neutralisierung der spanischen Sprache zu erzwingen. Zweifelsfrei neutrale Zeichen wie *x* oder *@* ersetzen dann das übliche *a* oder *o*. So ist es zum Beispiel mit dem Wort *l@s compañer@s*, bzw. *lxs compañerxs* geschehen – eine raffinierte Abwandlung von *los compañeros*, frei zu übersetzen mit Partner bzw. Getreuen. Anders als bei *la jefa* handelt es sich hierbei hingegen mehr um Formulierungen bei politisch motivierten Bewegungen als um eine weit verbreitete Standardfloskel.

In den Gesellschaften Lateinamerikas ist das Thema Gendern wohl ebenfalls eher ein Randphänomen der akademischen Elite. In diesen Ländern überwiegt das Nachdenken über wirtschaftliche Alltagsprobleme, nicht die Debatte um postmoderne Geschlechtskategorien. Dennoch, glaubt Matos, dass ein starkes Bewusstsein für sprachliche Problematiken in Lateinamerika zunehmen werde, da viele gesellschaftliche Debatten aus Spanien sich oftmals erst mit Verspätung in voller Wirkung zeigen.

Auch auf den Britischen Inseln ist die Frau in der Sprache ein Thema, obwohl es eigentlich keine geschlechtsbezogenen Artikel gibt. Doch auch wenn *the* radikal egalitär wirkt, die Wortendungen perpetuieren das Patriarchat in London, Liverpool und Leeds. In den letzten Jahrzehnten gab es deshalb von Feministinnen den Versuch, Sprache radikal weiblicher zu machen: Die *history* wurde zu *herstory*, wie Kerry Hinds vom Sprachenzentrum der FSU berichtet „But in general I would say there is more of a movement towards making language neutral as apposed to infusing it with more femininity.“ Der *Chairman* sieht sich deshalb zusehends mit neutralen Abwandlungen seinerselbst konfrontiert: mit *Chairperson* oder einfach nur *Chair*. Robert Gillett, der von uns befragte Germanist an der Queen Mary, University of London ist daher einfach nur *Chair of German*. Auch andere Berufe wie *Steward/ess* oder *waiter/waitress* werden durch neutrale Neologismen ersetzt: *flight attendants* liefern jetzt den Tomatensaft bei *British Airways* und *server* servieren die

Pasta im Restaurant in Vancouver. Bleibt die Frage, wie es sich mit den Pronomina *he*, *she* und *it* verhält. Durchgesetzt hat sich die Political Correctness hier insofern, als dass in Gesetzen das generische Maskulinum benutzt wird: Es wird eingangs geschrieben, dass alle männlichen Formen immer auch die weibliche meinen. Radikalere Ansätze gibt es im akademischen Milieu: Manchmal wird die Zwitterform *s/he* benutzt, die beim Genitiv freilich an ihre Grenzen stößt. Eine andere Möglichkeit ist, in Beispielsätzen als Pronomen für *the reader* konsequent *she* zu benutzen – so wird die Frau im *reader* sichtbar. Manche verwenden auch durchgängig *they* – dieses lässt sich bei Verben allerdings aus seiner Pluralform nicht lösen und sorgt somit nur für Unklarheit. Was also tun in diesem Dschungel von Möglichkeiten, die alle nicht überzeugen? „Eine sehr schöne Lösung indes, die mir erst neulich begegnet ist“, so Robert Gillett, „ist das Wort *que*“. Dieses „geschlechtswidrige“ Wort lehnt sich klanglich wie interpretatorisch an *we* an, behält aber alle – auch grammatikalischen – Freiheiten. Sein Beispiel: „Que doesn‘t do gender; que is only too aware that gender is a heteropatriarchal straitjacket.“

Angela Merkel: notre chancelière

In Frankreich gab es zwar schon früher und stärker als in Deutschland Bestrebungen zur gesellschaftlichen Gleichheit der Frauen (Ausnahme: Wahlrecht), dafür taucht hier aber ein weiteres Problem auf: das zwischen geschriebener- und gesprochener Sprache. Denn das Endungs-*e*, dass weibliche Formen bezeichnet, hört man nicht; und durch die Apostrophierung fällt bei einigen Wörtern der klärende Artikel weg. Der Hörer erkennt schlicht nicht, ob es sich um *l‘auteur* oder *l‘auteure* handelt. Der Leser hingegen schon.

Auch gibt es mit der Académie française eine offizielle Sprachregelungsbehörde, die tendenziell konservativ handelt – und sich darüber hinaus vor allem dem Schriftbild verpflichtet fühlt. Anfang der 1990er Jahre führte die erste Berufung einer Premierministerin zur Frage, ob es *Mme le ministre* oder *Mme la ministre* heißen solle. Die Académie sprach sich für *le* aus, was der grammatikalisch nicht veränderbaren Form von *ministre* Rechnung trägt. Tatsächlich durchgesetzt hat sich heute aber die selbstbewusstere Form des *Mme la ministre*. Dieses Beispiel ist durchaus paradigmatisch, gibt es doch viele Wörter, die grammatikalisch nicht in ihrem Genus verändert werden können – anders als im Deutschen mit dem Anhängen der Endung *-in*. Doch wie sich zeigt, schafft die gesellschaftliche Realität neue grammatikalische Fakten und Regeln, das erinnert an die Entwicklung in Spanien. Ähnlich verhält es sich auch mit der Berichterstattung über Angela Merkel. Gab es bis zu ihrer Wahl zur Bundeskanzlerin im Französischen nur *le chancelier*, gibt es seitdem die Neuschöpfung *la chancelière*. Auch die Professorinnen werden zunehmend nicht mehr als *professeur*, sondern als *professeure* bezeichnet – auch wenn man eben diese Feinheit nicht hören, sondern nur lesen kann.

Geht es daran, geschlechtlich gemischte Gruppen zu bezeichnen, bedienen sich die Franzosen gleicher Muster wie alle in Europa: Klassischerweise nutzt man die männliche Form, zusehends setzt sich aber in offiziellen und akademischen Kreisen auch die Beidnennung durch – eine Ausnahme hiervon bietet nur das Isländische, in dem gemischte Gruppen mit dem Neutrum bezeichnet werden.

„Was also tun?“, fragen wir Rainer Schlösser, Professor für romanische Sprachwissenschaft an der FSU. Klare Lösungen gibt es nicht. Stattdessen ein paar erhellende Überlegungen: Ob eine feministische Reform der Sprache befreiend wirkt, darf zumindest bezweifelt werden. Deutsche Frauen durften schon ab 1919 wählen, und doch wurde bis vor wenigen Jahren nur von Wählern gesprochen. Auch dürfen Frauen schon seit 100 Jahren hierzulande studieren – sprachlich ist die Studentin aber erst in den letzten Jahrzehnten in den Hörsälen angekommen. Diese Veränderungen scheinen

also zumindest manchmal der gesellschaftlichen Realität hinterher zu hinken. Dass eine Reform der Sprache eine Revolution der Gesellschaft bewirke, darf also bezweifelt werden. Gleiche Sache, andere Geschichte: Im Arabischen wird ein Verb je nach Geschlecht des Subjekts unterschiedlich konjugiert. Frauen sind in der Sprache also sichtbarer als in Deutschland. Dass Frauen deshalb in der Gesellschaft gleichberechtigter sind als in Europa – darüber kann man sich durchaus streiten. Man sieht, die Grammatiken der Sprache und der Gesellschaft müssen nicht deckungsgleich sein. Und trotzdem bleibt das Gefühl: Die sprachlichen Provokationen der *Mme la ministre* haben zu einer stärkeren Akzeptanz von Frauen in Führungspositionen geführt.

Die Sprache aber, so Reiner Schlösser, habt auch andere Aufgaben, als die Lebenswelt abzubilden. Sie dient möglichst effizienter Kommunikation. Wenn man in manchen Gruppen nicht zwischen Geschlechtern unterscheiden will, warum soll man sie dann benennen? Dass die für beide Geschlechter verwendete Pluralform mit der männlichen übereinstimmt, spiegelt historische Zustände wider. Semantisch gesehen handelt es sich aber um verschiedene Formen. Und Sprache wandelt sich in den meisten Bereichen halt langsamer als die Gesellschaft.

Das Land der unbegrenzten Geschlechter

Dass es auch völlig anders geht, zeigt die Zuweisung von Gender in Bantu-Sprachen, die vor allem im Süden Afrikas gesprochen werden. Anders als in den oben besprochenen Beispielen kennt diese Sprachfamilie kein Maskulin, Feminin oder Neutrum. Im Vordergrund stehen 13 verschiedene nominelle Genderklassen. Für Europäer ist es zwar schwer vorstellbar, aber in Bantu stehen sich deswegen Gender für Menschen auf der einen, und Gender für Tiere bzw. menschliche Körperteile, Alltagsobjekte oder sogar Verben auf der anderen Seite gegenüber. Wie der Streifzug durch die Welt zeigt, kennt die Kreativität der Feminisierung bzw. Neutralisierung der Sprachen jedenfalls fast keine Grenzen. Hoffen wir also darauf, dass sich in Afrika nicht eines Tages ein Baum im falschen Gender des Verbs wiederentdeckt. Spätestens wenn Bäume nach der ersten erfolgreichen Klimakonferenz zurück an die Spitze der Gesellschaft klettern, steigt dann die Wahrscheinlichkeit für eine Sprachreform von unten, eine neue Form der Graswurzelbewegung sozusagen.

□

Kolumne

Nomen (non) est omen

Die Zeiten, in denen ein Kind automatisch den Namen seines (Groß-)Vaters oder seiner (Groß-)Mutter trug und in denen die Auswahl an Vornamen auch sonst begrenzt war, sind vorbei. Heute gilt der Vorname als Ausdruck der unverwechselbaren Individualität des Kindes – oder doch zumindest der persönlichen Vorlieben der Eltern – und wir schöpfen aus einem beinahe unbegrenzten Reservoir von möglichen Vornamen aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen und Epochen. In den USA, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, mit seinem stark multi-ethnischen und multi-kulturellen Hintergrund, ist in dieser Hinsicht beinahe alles möglich. Man kann sein Kind ‚Sequoia' (heute vor allem als Bezeichnung des Küstenmammutbaums geläufig) nennen, weil es bei der Geburt ein großes Baby war, oder George Walker, weil bereits der Vater so hieß – was uns dann George W. Bush senior und junior beschert.

In England und Deutschland hält man sich in Sachen ‚Multikulturalität' etwas mehr zurück. Zwar greift man auch hier vermehrt auf Namen aus benachbarten Kulturkreisen zurück – der keltische ‚Kevin' ist wohl das berühmteste Beispiel –, insgesamt aber zeichnen sich in beiden Ländern die häufigsten Namen durch eine gewisse ‚interkulturelle Kompatibilität' aus. Die in England beliebten Namen Oliver, Thomas, Jakob (Jack), Karl (Charles) oder Wilhelm (William) wie auch Emily, Jessica, Lily oder Olivia würden durchaus in ein deutsches Umfeld passen, erfreuen sich aber hierzulande einer weitaus geringeren Popularität. Der Unterschied in der Verbreitung von Namen wie Wilhelm/William, Karl/Charles oder Jakob/Jack ist nicht so sehr kultur- als generationenspezifisch. Während man in England ein größeres Kontinuum von Personen unterschiedlichen Alters mit diesen Namen findet, werden sie in Deutschland oftmals mit der Generation der Groß- oder Urgroßeltern in Verbindung gebracht – was sich natürlich mit jeder neuen Generation ändert: Die kleinen Bens von heute sind die Opas von morgen und die Stunde der Baby-Wilhelms rückt näher.

Verwandte Vornamen - und doch völlig verschiedene Konnotationen

Der interkulturelle Kontakt ist auch verantwortlich für ‚statistische Ausreißer'. So stach die unterdessen 24-jährige Tochter Emma eines Kollegen mit ihrem Namen zeitlebens aus der Menge ihrer Altersgenossen heraus, ist heute aber als Nummer zwei der beliebtesten deutschen Namen plötzlich ‚topaktuell'. Dies hat sie nicht irgendwelchen hellseherischen Fähigkeiten ihrer Eltern zu verdanken, sondern der englischsprachigen Sozialisation ihrer Mutter – für die ‚Emma' bereits 1988 ein populärer Kindername ohne ‚großelterliche' Assoziationen war. Wie sich der Jungenname ‚Raven' im deutschsprachigen Umfeld entwickeln wird (ein Klassenkamerad meiner 18-jährigen Patentochter in Zürich heißt so), steht in den Sternen. Peer Steinbrück hat zwar vor drei Jahren die Schweizer mit Indianern verglichen, die man mit der Kavallerie in Sachen Steuern zur Vernunft bringen muss, aber bisher haben sich ‚indianische Namen' (wozu ich ‚Raven' zählen würde) in der Schweiz nicht durchgesetzt.

Namen sollen durchaus die ‚Individualität' des Kindes und die persönlichen Vorlieben der Eltern ausdrücken können, allerdings wäre darauf zu achten, dass sie gut klingen und einfach zu schreiben sind – und keine unliebsamen historischen Assoziationen wecken. Die allermeisten Eltern sowohl in England als auch in Deutschland scheinen diese einfachen Regeln zu beherzigen. So wurde mein (nicht ganz ernst gemeinter) Vorschlag, den Jungen einer Mitarbeiterin ‚Attila' zu nennen nach eingehender Prüfung in deren Familienrat verworfen – trotz unbestreitbarer Individualität und perfekter klanglicher Harmonie mit dem Familiennamen. □

Einen Blick auf die Vornamenwahl dies- und jenseits des Ärmelkanals warf Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

Berengar Lehr zum Gast-Artikel „(No) News from Palestine“ in *unique* 57:

Liebe Unique-Redaktion,

ich habe mich gewunden euch zu schreiben, gerade auch, weil mich Carolas Leserinnenbrief berührt hat. Sie hat vollkommen recht, ich will nicht nachtreten. Dennoch fühle ich mich genötigt, zur aktuellen Ausgabe Stellung zu nehmen:

Ich zerbreche mir oft den Kopf darüber, was zum Nahostkonflikt gesagt werden kann und gesagt werden muss. Inzwischen bediene ich mich dazu bei Wittgenstein: “Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.”[1] Zu dem Konflikt gehören Millionen von Wahrheiten und Erlebnissen der Menschen, die dort wohnen oder dort Verwandte, Freund*innen oder Kolleg*innen haben. Und nichts ist gewonnen, wenn hier in Deutschland, gewiss mit guter Intention, versucht wird, durch die Berichte Einzelner einen Eindruck der Situation zu vermitteln; der Versuch muss scheitern.

Zu dem Problem der Unmöglichkeit, die ganze Geschichte zu erzählen, kommt die Situation, in der wir uns befinden. Nach einer Studie[2] stimmt ungefähr jede*r siebte Deutsche antisemitischen Aussagen zu. Augenzeugenberichte wie im Artikel “Gibt es die Zeit vor der Veränderung? (No) News from Palestine” in der Unique Ausgabe 57 haben in diesem Klima, nochmal: völlig unabhängig von der Intention des Autors, das Potential, Antizionismus hervorzurufen oder zu verstärken. Wer diese Möglichkeit ausblendet und auf den “mündigen” Leser* (oder die “mündige” Leserin*) verweist, handelt daher verantwortungslos.

Journalist*innen stehen immer im Konflikt zwischen der Verantwortung, Informationen zu veröffentlichen und der Verantwortung für die Folgen dieser Veröffentlichung. Genau wie Wikileaks ursprünglich nicht alle Botschaftsdepeschen veröffentlichen wollte, um die Gefährdung verdeckter Ermittler*innen zu verhindern und es seit Jahren aufgrund des Werther-Effekts[3] die Richtlinie des Deutschen Presserats gibt, möglichst wenig über Suizide zu berichten, ist auch im Nahostkonflikt Zurückhaltung angesagt. Diese Zurückhaltung einzufordern ist keine Zensur, sondern eine Mahnung, verantwortlicher mit der Macht des Journalismus umzugehen.

Es grüßt,
Berengar Lehr

[1] “Tractatus logico-philosophicus” Wittgenstein, London 1922 (wobei das Zitat aus einem vollkommen anderen Zusammenhang stammt)
[2] “Bewegung in der Mitte” Deckert, Brähle; Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin 2008
[3] Regelmäßig steigt die Suizidrate nach Berichten über Suizide positiv korrelierend mit Detailreichtum und Intensität der Berichterstattung, siehe z.B. Wikipedia.de

Wir danken Mike Niederstraßer für die Zustellung dieses Leserbriefes.

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)

Chef vom Dienst:
Jenny Distler

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Ressortleiter:
N.N. (EinBlick)
Philipp Ebert (WeitBlick)
Lutz Granert (LebensArt)
Stephanie Nicolai (WortArt)

Redaktion:
Belind Hajy (Makito), Christoph Matiss (Chrime), David Leuenberger, Dominik Koos, Elisa Haase, Florian Bankes, Frank Kaltofen, Franziska Gutzeit (paqui), Janis Detert, Jenny Distler, Judith Antkowiak (jutzi), Juliane Baars, Lutz Granert (LuGr), Mallory Clarke, Mariella Loock, Michaela Meißner (gouze), Philipp Ebert, Rebecca Hadler (bexdeich), Robin Korb (rokko rehbein), Sophie Boesser, Stefan Laser (Laser), Stephanie Nicolai (Sena), Turian da Silva (Tsil), Valentin Schmehl (Antin)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von: Ali Al Jallawi, Feriel Bendjama, Hend Taher Refky, Stephan Strunz, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 11. Jahrgang

Satz & Layout: David Leuenberger, Frank Kaltofen, Michaela Meißner
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Zeichnungen: Jenny Distler, Mallory Clarke
Onlinebetreuung: Patrick Mehner, Frank Kaltofen
Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbildgestaltung: Michaela Meißner
Schnappschüsse S. 14 & S. 18: © Austen Spanka
Titelseite o.l.: World Economic Forum; o. r.: U.S. Army; u. l.: flickr (User: Squeezyboy); u. r.: © Feriel Bendjama
Seite 4 oben: Emely Raw | Seite 5 unten: Semmel Concerts | Seite 7 Mitte: Wai Kin Wong | Seite 8: flickr (User: Squeezyboy) | Seite 10: privat | Seite 12: © Feriel Bendjama | Seite 13: privat | Seite 15: Claude Shoshany | Seite 16: privat | Seite 27: World Economic Forum | Seite 29 links: Charles McCain

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, insofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Förderer:
Internationales Büro und Rektoramt der FSU sowie

Kristall Sauna-Wellnesspark mit Soletherme Bad Klosterlausnitz

Thermalsole-Außenbecken mit **12 % Solegehalt**. Schweben Sie wie im Toten Meer durch den Auftrieb des hochprozentigen Solegehalts. Genießen Sie dieses ganz besondere Badeerlebnis. Die konzentrierte Sole fördert die Gesundheit der Haut, der Gelenke und der Muskulatur und regt den Stoffwechsel an. Ein Highlight, das jeden Besuch noch attraktiver werden lässt.

Große Thermenwelt mit bestem Thermal-Solewasser

12 %-iges Thermalsole-Außenbecken, Wellenbad, Strömungskanal, Eltern-Kind-Bereich, Solarienwiese, 4 x täglich kostenlose Wassergymnastik, Thermen-Restaurant u.v.m.

Die **beiden Natronbecken** unterstützen die Gewichtsreduktion, entgiften und entschlacken.

Saunawelt mit Thüringen's größter Sauna

11 Themen-Saunen, Spezialaufgüsse, **5 Dampfbäder**, Osmanischer Hamam, Innen- und Außenbecken, Whirlpool, **Eisnebelgrotte**, Sauna-Restaurant, großer Liege- und Freibereich u.v.m.

- **Monatliche Events** z.B. Saunafeste, Romantisches Vollmondschwimmen, Damen- oder Herrenverwöhntage u.v.m. bieten abwechslungsreiche Unterhaltung.
- **Wellness-Angebote** im Massagebereich gibt es eine große Auswahl von Verwöhnangeboten z.B. Massagen im Osmanischen Hamam. Gerne beraten wir Sie ausführlich.
- Alle **„Geburtstagskinder"** haben gegen Vorlage des Ausweises an diesem Tag **FREIEN EINTRITT!**

Täglich ab 12 Uhr textilfrei Baden in der gesamten Therme.
Mittwoch und Sonntag ab 12 Uhr Baden mit oder ohne Badebekleidung.

Studenten-Tarif:

Studenten erhalten 30 % Rabatt auf alle regulären Eintrittspreise.

Anzeige

Öffnungszeiten außer 24.12.
Mo, Mi, Do, So 9 – 22 Uhr · Di, Fr, Sa 9 – 23 Uhr

Köstritzer Str. 16 · 07639 Bad Klosterlausnitz
Tel. (03 66 01) 598-0 · Fax 598-33

Reisemobil-Stellplätze mit kostenpflichtigen Versorgungsanschlüssen

www.kristall-saunatherme-bad-klosterlausnitz.de

Anzeige

Give Me Five

Das Studenten-Abo von Theater&Philharmonie Thüringen

5 Vorstellungen
Deiner Wahl für
nur 25,– Euro!*

Das Jugend+Studenten-Abo und alle Informationen erhälst Du im Besucherservice in Gera und Altenburg im Theater.

*Gilt nicht für Sonderveranstaltungen und Gastspiele

BÜHNEN DER STADT GERA
LANDESTHEATER ALTENBURG

www.tpthueringen.de